

Verstreute Blätter

von

J. G. Herder.

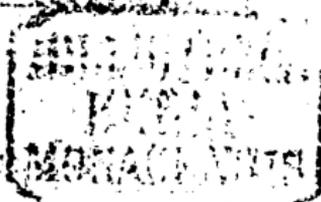
Fünfte Sammlung.

Gotha, 1793.

bey Carl Wilhelm Ettinger.

**BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS**

Bayrische
Staatbibliothek
München



B o r t e

Andre Zeiten, andre Gedanken. Als ich die Sammlung der zerstreuten Blätter dieses Theils unternahm, glaubte ich bei dem, was jetzt die Seelen so vieler Menschen beschäftigt, eben nicht nach Ergötzlichkeiten des Wises und der Einbildungskraft suchen zu müssen, sondern nach Etwas, das dem Gemüth Belehrung und Stärke ertheilet. Also kam mir mein alter, geliebter Joh. Valent. Andrea wohl zu statten.

Von diesem vortreflichen Mann hatte ich in jugendlichen Jahren eine gute Anzahl Stücke übersezt, einige derselben auch hie und da bekannt gemacht; und ich darf wohl sagen, daß mich keine Zeile reuet, die ich zu Erweckung des Andenkens dieser seltenen, schönen Seele geschrieben habe. Im Wirtenbergischen Repertorium der Literatur erschien sein Leben, dessen besondre Herausgabe vielleicht nützlich wäre; es ist von einem gelehrten, den Charakter Andrea's fassenden Manne geschrieben. Moser in seinem patriotischen Archiv für Deutschland (B. 6.) machte Briefe von ihm bekannt, mit Anmerkungen, in denen sich Mosers biedrer Geist nicht verläugnet.

Was

Was zunächst hieher gehört, sind **Andrea's Dichtungen**, zur Beherzigung unsres Zeitalters, die 1786. mit meiner Vorrede erschienen. Sie sind sehr gut gewählt, blühend und leicht übersezt, oft auch nach den Bedürfnissen unsrer Zeit verändert, und verdienen allerdings die Beherzigung, die ihnen der Uebersetzer wünschte.

Mein Zweck war es nicht, den alten **Andrea** zu verändern. Ich wählte also aus meinen Papieren nur das, was noch nicht übersezt war, wenige Stücke ausgenommen, die ich gern in ihrer alten Gestalt zeigen wollte; fand aber bei dieser Auswahl etwas Sonderbares zu bemerken. **Dichtungen** und **Gespräche**, die in den Jahren

1770 und 1780 ohn' alle Gefährde erschienen wären, fand ich gut, im Jahr 1793 lieber zurückzuhalten, ob sie gleich 1617 oder 20 verfaßt waren; es waren unter diesen treffliche Parabeln und Gespräche. In den andern, glaubte ich, spreche das unschuldige Herz eines Mannes, der vor zweihundert Jahren gelebt hat, so laut, daß man dabei an keine Misdeutung denken möge. Wie belehrend und tröstend sind überhaupt diese Herzensergiessungen des gedrückten Mannes! Er glaubte das Uebel seiner Zeit auf dem höchsten Gipfel; und aus wie manchem dieser Uebel ist seitdem Gutes entstanden! Manche Wunde hielt er für unheilbar, die die Zeit entweder ge-

heilt

heilt, oder vielleicht zu einer größern Gesundheit des Körpers fortwährend gemacht hat. Der Geist erhebt, das Gemüth stärkt sich ungemein bei einer solchen Vergleichung der Zeiten nach dem damaligen Gefühl herzlicher Menschen. — Für die drei ersten Stücke dieser Sammlung habe ich damit gnug gesagt.

Andrea führte mich auch zum vierten Stück, dem Andenken an einige ältere Deutsche Dichter. Ueber ihn und Beckherlin hatte ich vor Jahren im Deutschen Museum einige Briefe drucken lassen, die mich natürlich auf ältere Dichter zurückführten. Gewiß werden diese Briefe, der eingerückten Stellen wegen, vielen

Lesern nicht unangenehm seyn: denn ich glaube kein Wort davon, daß die Deutschen mehr als andre Völker für die Verdienste ihrer Vorfahren fühllos seyn sollten. Der Keim alter Rechtlichkeit, Biedertest und Treue ist in ihnen; ob sie gleich in ältern und neuern Zeiten durch das Schaumgold mehrerer Ausländer, eben ihres guten Glaubens wegen, oft verführt und fast immer betrogen wurden. Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen, da wir zu unsrer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Entzwecken unsrer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen. Der folgende letzte Theil dieser Sammlung wird also vielleicht Briefe über
eint-

einige ältere Deutsche Prosalisten enthalten, die, wie ich glaube, des Andenkens sehr werth sind. Angenehm ist mirs auch, daß ich die Erscheinung des Heldengedichts, von dem im vierten Briefe die Rede ist, in einer Gestalt anmelden kann, in der es gewiß, zum zweitemal, ein classisches Buch unsrer Nation seyn wird.

Die *S. Cäcilia* hat einen besondern Ursprung. Die ungewöhnliche Art, wie sie zum Schuspatronat der Musik kam, veranlaßte zuerst ein kleines Gespräch in ein geschriebenes Journal, aus welchem mehrere Stücke dieser Sammlung einverleibt worden. Mein Aufenthalt in Italien ließ mich über die

gottesdienfliche Musik mehr nachdenken, als dazu in Deutschland Gelegenheit gewesen wäre; und so widmete ich aus Dankbarkeit der H. Cäcilia diesen kleinen Aufsatz. Spreche man nicht von Hindernissen, von schönen Träumen; ich weiß, was sich darüber sagen läßt, und daß es endlich auf den Satz hinausgeht: „Die Zeit der christlichen Kirchenmusik ist vorüber.“ Sei sie es; das Gefühl der reinen Herzensmusik wird nie aussterben auf Erden, in welcher Gestalt diese Himmlische auch erscheinen möge.

Endlich erscheint mein alter Zutter, der, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in einen Nachdruck Göthischer Schriften gekommen war. Ich habe diesem etwas will-

dem

den Gewächse so viel entnommen, als sich ihm, daß es noch am Leben bliebe, nehmen ließ, und nebst der Nachschrift auch einige Anmerkungen hinzugefüget. Ich glaubte, als ich den Aufsatz schrieb, ich müsse Hutten darstellen, nicht wie ihn andre ansähen, oder wie er den Meisten von uns jetzt erscheinen möchte, sondern wie Er sich fühlte, was er wollte und meynete; und dies glaube ich noch. Ueber ihn urtheilen kann sodann ein Jeder, und Jeder nach seiner Weise: denn Hutten's Fehler sind unverborgен, und über den Erfolg seines Unternehmens hat die Zeit entschieden. In einen politischen Plan ist, so wie Sickingen, so auch Hutten nie verflochten gewesen; Hutten war kein Politicus,
und

und that, was er that, für die gute Sache
des Vaterlandes, für Religion und Wahr-
heit. Andre wirkten dazu auf ihre Weise;
und ich bin so weit entfernt, Hutten's persön-
licher Anfeindung wegen, des grossen, weit-
und breit verdienten Erasmus Verdienste
zu verkennen, daß in anderm Betracht Lu-
und Grotius vielmehr seit vielen Jahren
meine Idole gewesen. Jeder werde auf sei-
ner Stelle erkannt und geachtet. Weimar,
den 14. Jun. 1793.

J. G. Herder.

In

I n h a l t.

I. Parabeln.	S. 1
Waffen und Wissenschaften.	3
Die Irrenden.	5
Das Laboratorium.	7
Der Ruf.	9
Die Flecken.	11
Pallas.	13
Das Verdienst.	15
Die Nachwelt.	17
Herkules.	19
Die Erfinder.	21
Der kranke Staat.	23
Symbole.	25
Der Augur.	27
Unternehmung und Ausführung.	29
Die Quelle.	31
	Die

Die Staatskranon.	1	1	1	S. 33
Dhne.	1	1	1	35
Die Verstellung.	1	1	1	37
Die Waage.	1	1	1	39
Der Knote.	1	1	1	41
Man muß.	1	1	1	43
Geduld.	1	1	1	45
Das Todtengericht.	1	1	1	47
Der Samariter.	1	1	1	49
Der Zweifel.	1	1	1	51
Die Edelgesteine.	1	1	1	54
Einfalt und Wahrheit.	1	1	1	56
Die Hintenden.	1	1	1	58
Der Fußsteig des Lebens.	1	1	1	60
Die Unschuld.	1	1	1	62
Wiel und Wenig.	1	1	1	64
Das Herz und die Zunge.	1	1	1	66
Die Wissenschaft.	1	1	1	68
Antipathieen.	1	1	1	70
Der Tod.	1	1	1	72
Die begräbent Wahrheit.	1	1	1	74

**II, Ueber die vorstehenden Parabeln
und die nachfolgenden Gespräche. S. 77**

III. Einige vaterländische Gespräche. 95

An die Antipoden.	s	s	s	97
Machiavell.	s	s	s	98
Der Kanzelredner.	s	s	s	101
Die Sprüchwörter.	s	s	s	105
Der Zauderer.	s	s	s	109
Wir.	s	s	s	114
Die Helden.	s	s	s	118
Simon, schläfst du?	s	s	s	122
Die Waldenser.	s	s	s	126
Lobrede auf Nero.	s	s	s	131
Der Bettler.	s	s	s	135
Die Staatsklugen.	s	s	s	138
Die Klöster.	s	s	s	141
Gute Menschen.	s	s	s	145
Die Fabeln.	s	s	s	149
Die Reformation.	s	s	s	153
Der Tod.	s	s	s	156
Ermunterung.	s	s	s	161

IV. Anz

 IV. Andenken an einige ältere Deutsche

sche Dichter, Briefe. : : : S. 165

1. Otfried und das Siegeslied gegen die Nor-

mannen. : : : 167

2. St. Anno. : : : 184

3. Dichter des Schwäbischen Zeitalters. 207

4. Reineke, der Fuchs. : : : 219

5. Altdeutsche Fabeln. : : : 229

6. Meistersänger, Sprüche, Priameln. 238

7. Joh. Val. Andrea : : : 249

8. Georg Rud. Weckherlin. : : : 270

9. Schluß. : : : 286

V. Cäcilia " " " " 287

Die Tonkunst, eine Rhapsodie. : : : 320

VI. Denkmal Ulrichs von Hutten. 327

Nachschrift. : : : 372

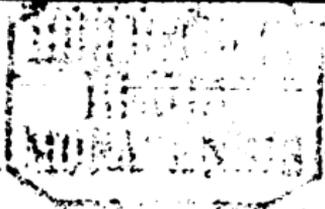
I. Da.

I.

Parabeln.

Gedruckt im Jahr 1618.

x



Waffen und Wissenschaften.

Feder und Degen stritten mit einander um den Vorzug; und die Stimmen der Richter waren getheilt.

Die Gelehrten waren geschwächigt und überredeten leicht; die Gewapneten waren wilde und zwangen zu ihrer Parthei. So konnte nichts entschieden werden; es stand darauf, daß beide zum Handgemenge gelassen und die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden sollte.

Da rauschten die Bücher der Bibliotheken, da tönten die Waffen der Zeughäuser; die Menschen standen zwischen Furcht und Hoffen in voller Erwartung.

Die Feder, der Wahrheit geweiht, war vieler Unwahrheit sich bewußt; das Schwert, ein-

Diener Gottes, war mit unschuldigem Blut besudelt; beide hofften auf die Hülfe des Himmels, beide fürchteten seine Strafe.

Der Staat, der beider Dienst nöthig hatte und die Sitten beider mißbilligte, wollte das Ansehen haben, als ob er keinem zu Lieb oder Leid dächte. Die Feder war schwach, aber behend, schlüpfrig, wohl geübt, und sehr kühn, wenn man sie reizte. Der Degen hart, unversöhnlich, aber weniger gelenk und geschmeidig; so daß von beiden Theilen der Sieg ungewiß war.

Endlich beschloß zu beider Sicherheit die gemeine Wohlfahrt, „daß wechselseitig beide in Einem Rang bei ihr stehen, und sich untereinander vertragen sollten. Denn nur das sei ein glückliches Land, wo Feder und Degen treu dienten, nicht wo Eine von beiden nach Willkühr und Leidenschaft herrschte.“

Die

Die Irrenden.

Im Collegium der Experimental-Philosophie ist ein großes Stockwerk denen angewiesen, die bey kühnen Versuchen ihren Zweck nicht erreichten. Da wohnen Mathematiker, die sich um die Quadratur des Circels vergebens bemühten; Scheidekünstler, denen der Stein der Weisen im Rauche davon flog; Mechaniker, denen ihr perpetuum mobile stillstand; und andre sinnreiche Köpfe, denen ihre kostbare Mühe um die Geheimnisse der Natur mißlang.

Ein vorübergehender Zuschauer (Mikrolog ist sein Name) lachte sie höhneud an und warf ihnen Betwegenheit vor. „Et wach ein Irgeist!“ sprach er, hat diese Hochmüthigen verführt, die geschlagene Bahn des Erfindenden zu verlassen, und sich in Abwegen der Neugier zu verlieren.“

Cardan, einer der Vorgesetzten über diese Schatzgräber der Natur, ertrug den beleidigenden

Vorwurf nicht. „Und du, antwortete er, hast nicht vermocht zu irren. Armselige Sache, zu irren nicht vermögen! Nach unsrer Art auf Abwege gerathen, ist eines zu hohen Gemüths Kennzeichen, als daß es einer niedrigen, im Kosche sich schleppenden Seele zu Theil werden könnte. Uns gefällt zu versuchen; Du mußt bleiben lassen. Wir dürfen fragen; Du mußt glauben. Wir mögen zweifeln; Du mußt gehorchen. Wir erforschen; und dann befehlen wir Dir. Präge dir also ein, daß es keinen edleren Künstler giebt, als der durch eigne Fehler, Fehler vor auszusehen und zu vermeiden gelernt hat; keinen ehrlernen Naturforscher, als der, obwohl mit rühmlichen Fehlritten, die ganze Natur durchschreitet. Wenn sein Fall ihn als einen Menschen gelte; so kam er dadurch, daß er nichts Mittelmäßiges anstrebte, beinahe dem gleich, der das Höchste erfaßte.

Das

Das Laboratorium.

Mitten in der Stadt Kosmopolis steht ein großes Laboratorium menschlicher Bemühungen, das durch die unendliche Verschiedenheit seiner Arbeiter die Zuschauer in Verwunderung zu setzen pflegt.

Vor anderm ist darinn merkwürdig, daß diejenigen, die sich mit Nichtswürdigkeiten beschäftigen, die fleißigsten Arbeiter sind. Da giebt es z. B. viele, die mit dem größten Ernst Ungeheuerheiten befehlen; viele die mit ungeheurem Stolz Pöffen lehren; viele, die mit lächerlichem Aberglauben Altweiber; Währchen erklären; viele, die mit Mühe und Schweiß Spielwerke sammeln, und solche mit großem Geräusch unter sich vertheilen. Bei allen diesen Beschäftigungen wird viel gestritten, viel gezankt, meistens über einen Eselschatten, über Ziegenwolle, über Dunst und Rauch.

Doch giebt es auch andre Arbeiter, die, in dem sie sich mit Nichts zu beschäftigen scheinen, die größten Dinge vorhaben; sie arbeiten ruhend, sie lehren spielend. Lachend bessern sie und sind in Thorheit weise. Ohne Schweiß und Reichen, ohne Geräusch und Pralerei nehmen sie sich ihres Geschäfts aufrichtig an und treiben es auf dem kürzesten Wege.

Als Herkules einmal dies Laboratorium mit beiden Augen beschauet hatte, that er einen hohen Schwur, „daß in den Geschäften der Menschen „alles zwar mit viel Hyperbolen, Cerimonien, „Kosten, Geräusch und Lermen gemacht werde; „am Ende aber sei das Meiste doch Kinderwerk, „Dunst und Spiel.“

Der

D e r R u f .

Einst brachte der Ruf die Bilder berühmter und unberühmter Männer auf den Markt; und kein Waarenhändler hatte je mehr Beschauer, mehr Käufer.

Wie auch anders? Man bekam hier Männer zu Gesicht, die zum offenen, oder strahlenden Himmel andächtig hinausschauten; Männer, die die Landkarte mit dem schärfften Blick ansahen; Männer, die mit Fernglas und Cirkel das ganze Naturgebäude maassen; Männer, die mit einem Gebund Schlüssel in der Hand alle Schatzgruben zu sich einluden, und (warum gehe ich rückwärts?) Menschen, die Jupiters Blitz mit unverletzbarem Arm schleiderten, und die Erde dem Gebiet des Himmels entzogen hatten; Helden, mit der nachsehendsten Kunst Apelles gemahlt, die auch den kältesten Menschen zur Tugend aufriefen.

Von ungefähr kam die Gegenwart der Dinge auf den Markt, betrachtete die Bilder, las ihre Titel, untersuchte ihre Embleme, ihre Lobsschriften und brach in ein lautes Gelächter aus. Dann kehrte sie sich zu den Käufern und sprach: „entweder kannte ich diese Männer nicht, oder ich fand bei ihrer keinem, was ich hier vor ihm sehe und lese.“

Dagegen betrachtete sie auch die Bilder der Unberühmten, und hatte mit vielen derselben Mitleid. „Wie manchen Ruhmvürdigen Mann“ „vergesse wir! seufzte sie; wie manchen ziehe wir hervor, der ins Dunkel gehörte!“,

Die

Die Flecken.

Unachtsam wandelten einst im Garten der Wohl-
lust einige Fremde; bezaubert von der Anmuth der
Gegenstände besahen sie alles und geriethen zulezt
in unterirdische Grotten.

Da spritzten Röhren auf sie und machten sie
naß; sie eilten nach Hause, und als sie sich trock-
nen wollten, fanden sie die Flecken von sehr ver-
schiedener Art.

Die nur von Eitelkeit, Trägheit, Geschwät-
zigkeit, Meinungsucht bespritzt waren, wurden
bald trocken, und ihre Kleider hatten keinen
Schaden.

Die Hochmuth, Geiz, Neid, Unmäßigkeit
genekt hatten, trockneten langsamer; ihre Klei-
der verlohren den Glanz.

Die

Die endlich Wohlthut und Blutdurst besprengt
 hatten, mochten lange und oft ihre Kleider bes-
 schämt ans Feuer hängen; die Kleider schrumpfs-
 ten zusammen und behielten ihre Makel.

Ach, sagte jemand, der zusah, „für die Fle-
 cken des Gewissens ist keine Lauge und Seife.“

P a l l a s.

Pallas schlug einst ein Büchelchen auf; ein Literator sah es und lachte. Was hast du, rief er aus, mit Büchern zu schaffen? Du, die ich eben nur in Waffen sah.,,

Sie erstaunte über das härtige Kind und sprach voll Unmuth:

Vielleicht wohnen die Wissenschaften nirgends schlimmer, als bei dir; nirgend besser als bei mir. Dir sind sie Sackträger, die Vocabelbücher schleppen; mir sind sie über Irdisches und Himmlisches Richter. Dein enger Kopf ist arm und leer, außer von Spinnweben und Moder; ich habe zu Betrachtungen einen Pallaß, zum thätigen Leben Ländereien, zu Erfindungen Wälder und Haine, wo allenthalben ich meine Gäste prächtig aufnehme und bewirthe.

Zweis

„Zweifeltst du daran, so denke an die Scaliger, die Doussa's, Ranzau, Suttin, Brashe, Mornai, Thuan, Welfer, Enens Fel; sie allein nenne ich dir aus so viel andern Namen: und der Könige und Fürsten schweige ich ganz. Haben diese bei mir minder köstlich gelebet? Haben sie dein Hunger: und Kummers leben je begehret?

lerne also von mir, daß eine edle Abkunft mit der Gelehrsamkeit sich auch zusammen schicke, und daß es einen gewaltigen Unterschied mache, ob Wissenschaften an eine grosse oder verwerfne Seele gerathen.

Das

Das Verdienst.

Das Verdienst war Vater vieler Kinder, und doch schien es sich um ihr Fortkommen am wenigsten zu bekümmern.

Geschlecht und Reichthum stellten ihm vor, es möchte doch aus dem Beispiel Derer Klugheit lernen, die von ihrer prächtigen Hoffnung so tief hinabgesunken seyn; aber das Verdienst pries seine Thaten, die viel zu groß seyn, als daß sie auch in Nachkommen vergessen werden könnten. Es bliebe ja, meinte es, der Welt nicht nur sein Name, sondern auch Denkmale seiner Arbeiten, seines Verstandes, seiner Nutzbarkeit zurück, die für die Seinigen wohl sorgen würden.

Die Politik lachte. „Weiß der Einfältige nicht, sagte sie, daß es der Zeit nie an Werkzeugen, daß aber Werkzeugen es oft an einer Zeit fehle,

fehle, die sie anzuwenden Lust hat? Weiß er nicht, daß man hiebei nach einem andern Calcul rechne, als nach dem Goldgepräge verdienter Namen?

Das merkten sich einige Kinder des Verdienstes, die sich lieber unter jedem andern, als unter dem väterlichen Namen um Dienst bewarben; den andern diente der leere, anmaaßende, träge und verdrießliche Geschlechtsname zu nichts, als daß sie in die Lust schnappten.

Einer der Alten sahe dies und sprach: „ach, wie könnte irgend ein Mensch um die Welt Verdienst haben, da Jesus Christus selbst sich um sie so übel verdient gemacht hat!“

Die

Die Nachwelt.

Den Schriftstellern ward durch einen höchsten Befehl geboten, daß künftig jeder nichts als in und aus seinem Fach, von seiner Facultät und Handwerkswissenschaft schreiben, niemand aber sich mit Politisiren, mit Ratsonniren über Welthandel und Sitten der Zeit abgeben sollte.

Das thaten sie nun treulich; vom Geist der Sitten ward nichts gesagt, hie und da nur mit Zittern und Zagen darüber ein verstoßner Wink gegeben.

Die Nachwelt hörte dies und erstaunte. Sie nahm wahr, daß durch solche List alle bösen Handlungen der Menschen begraben, daß für sie alles in Ungewißheit und Nacht gehüllet werden sollte, damit sie ja Gottlosigkeiten für heilige Sitten, Grausamkeit für Gerechtigkeitsliebe, Thorheit für sinnreichen Wiß annehmen mußte.

B

Also

Also bat sie einige rechtschaffene Männer zu sich und flehete sie ängstlich an, sie möchten sich ihrer erbarmen, und ihr mit männlicher Wahrheit und edler Freiheit unverfälschte, nicht trügliche Waare zukommen lassen. Der Haß, sagte sie, den Ihr darüber leidet, danert nicht lange; mit Eternem Zeitalter ist er vorüber. Verwischt und vergessen sind sodann alle die nichtigen Umstände um euch her; indeß euer lobwürdiges Unternehmen, eure schöne Kunst, Angenehmes und Nützliches zu verbinden, ans Licht tritt, und die ganze Nachwelt euch mit dem gebührenden Preise ehret.

Her-

H e r k u l e s.

Als Herkules die Erde wieder besuchte, fand er auf ihr drei wilde, verderbliche Ungeheuer, Tyrannei, Sophisterei und Heuchelei.

Die erste regierte statt der Macht, die zweite statt der Wissenschaft, die dritte statt der Liebe.

Er wußte, er müsse sie überwinden; Leib und Leben war ihm dafür nicht zu theuer. Einige kleine Bestien, die jenes dreifache Ungeheuer hervorgebracht hatte, waren von ihm auch schon edel erlegt; die Mütter selbst aber konnte er mit keiner Gewalt aus ihren Hölen ziehen, noch zum Kampf bringen: denn sie hatten sich mit der Unwissenheit umschanzet. Was Herkules gegen sie that und unternahm, war vergebens.

Da nahm der Tapfere sich einen Streitgehülfen, den Weisen: *) denn, sprach er, so lange die Unwissenheit unzerstört bleibt, können wir nie den Untergang jener Abscheulichen hoffen. Ist sie dahin, so ist „nichts Schwächeres auf der Welt, als das Reich der Gewalthätigkeit, der Lüge und der Verstellung.“

*) Der Verfasser nennt hier den Thomas Campanella, aus dessen Gedichten er auch diese Einleitung genommen hat.

Die Erfinder.

Auf dem Staatstheater pflegen die durch Preise hervorgelockt zu werden, die etwas Edles und Nützliches erfinden.

Unlängst trat ein Patriot hervor und versprach die Kunst, den Saft der Unterthanen, ohne daß sie es merkten, aus ihnen in ein Privatbehältniß zu leiten.

Dabei hatte er Brillen, die zehnfach vergrößerten, so daß der Faden ein Strick, der Pfennig ein Ducaten schien; sodann auch Scheidewasser, ein süßer Trank, der inwendig alles aufzehrte, von aussen aber dem Körper seine Gestalt ließ.

Da trat die Rechtschaffenheit, der Staatskunst gewisseste Rathgeberin, auf, sah die Bestie grimmig an und sprach: Jetztlebenden soll nie-

mand Schaden; dieser Bösewicht aber wüthet gegen Welt und Nachwelt. Das Fleisch will er verzehren, und zukünftigen Geschlechtern die Haut nachlassen.

„Der Kaiser August ließ seine Stadt, die er von Ziegeln gebaut überkommen hatte, von Marmor erbauet zurück; Dieser will eine goldne Stadt in Asche der Nachwelt übergeben.“

Alle fielen der Rechtchaffenheit zu; der Projectmacher ward in einen flammenden Ofen geworfen, und mit seiner umhergestreueten Asche die Luft versöhnet.

Der

Der franke Staat.

Längst hatte der Staat die Lungensucht; längst hatte er in seinen Gliedern Schwere gefühlet, und keine Arznei wollte helfen.

Das Concilium der Aerzte war, wie gewöhnlich, unter sich uneins; alle aber kamen darinn überein, daß der Kranke schwer zu curiren sei: denn sein Auge scheue und eckle sich an der Medicin, sein Mund schließe sich ihr, Hände und Füße erstarren und der Magen gebe sie von sich. Ein einziger möge ihn etwa noch curiren, durch Kunst oder durch Zufall, und zwar ein altes Weib, die Armuth.

Die Armuth ward herbei geruffen; weit that sie ihren Mund auf, und sprach. Die unverschämte Schwägerinn sprach also:

„Närrischer Kranker, warum bist du krank? Nur dadurch, daß du der Natur undankbar, ein

Feind deiner eignen Glieder, der jetzigen Zeit zur Schande, der künftigen zum Spott bist. Auf! nimm die Arznei, die dir die bittere Wahrheit, die genaue Oekonomie, die arbeitsame Gerechtigkeit reicht, und du wirst genesen:

Der beschämte Kranke nahm sie und genas. Zur Verwundrung aller Schlucker, Seiltänzer, Schmeichler und Vuben genas er wirklich.

* * *

Einem treuen, aber ermatteten Pferde ziemen nicht Blutrühende Sporne; ein guter Zurus seines mitleidigen Reiters muntert es mehr auf, als alle Stöße in seine Seiten.

Sym-

S y m b o l e.

Die gemahlte Poete war in der Christenheit ehemals wohl gelitten gewesen und ihres Scharffsinns halben gelobt worden; sie mußte aber, ich weiß nicht weshalb? einmal plötzlich unter die Scythen wandern. Da war sie in großer Gefahr.

Sie liebt bekanntheimassen Salz und nur das reinste Salz; die Scythen aber brauchen kein Salz, und waren der mahrenden Poete von Natur erzfieind.

Mochte sie eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, mochte sie Nebelsterne, oder irgend sonst etwas mahlen, Zahnlose Ewren, faule Bären, läßige Pflugtiere, lahme Pferde, magre Hirsche, räudige Wölfe, dumme Füchse, Adler ohne Federn, Pfauen ohne Schweife, heisere Hähne, geflügelte Schildkröten, rostige Kronen, welke Kränze, welkende Rosen, besleckte Lillen, faules Obst, ans

gehauene Stämme, morsche Balken, morsche Kreuze, zerfallende Thürme, stumpfe Degen, zerrissne Fahnen, ausgelschte Fackeln, verschimmelttes Brot, durchlöcherte Beutel — alles war verfänglich und verdächtig.

„Dank dem Himmel, rief endlich die mahlersche Dichtkunst im Zorn aus, daß er die Freiheit der Menschen doch noch auf Eine Weise gesichert hat, durch Gedanken. Denken darf man doch auch bei den Scythen, was man bei ihnen weder thun, noch reden, weder bilden, noch mahlen darf.“

Der

Der Augur.

Ein Augur begegnete einen andern Augur; des Einen Stirn war heiter; die Stirn des Andern lag in Falten und Runzeln.

„Warum runzelst du deine Stirn gegen mich? sprach der Eine; mich dünkt, wir kennen einander.“

Dürfen aber nicht, sprach der andre, von unsern Geheimnissen, wie wir sie kennen, hiez sprechen: denn käme jemand dazu, wie bekäme ich sogleich mein Amtsgesicht wieder?

„Da thust du nicht unrecht, erwiederte jener; sonst aber weiß ich nicht, warum manchmal Amtsbrüder selbst gegen Amtsbrüder eine Geheimnißreiche, hohe Mine affectiren und damit auch die schrecken wollen, die doch eben so gut, wie sie wissen, was hinter dem Vorhange sei. So schwächt der Antichrist vom Schreine des Herzens,
der

der Despot von Allgewalt, der Sophist von seiner Allwissenheit, auch gegen Ihresgleichen, gegen Kunst: und Handwerksgenossen; wie wenn der Marionettenspieler seinen Mitgesellen hinter dem Vorhange, der die Drähte und Fäden seiner Maschine sieht, bereden wollte, die hervorspringenden Puppen sprechen und leben.,

Freilich, sagte der andre, wüßte ich davon keine Ursache anzugeben, als die Gewohnheit; wir gewöhnen uns an den Betrug so gar bald, daß er uns in kurzem zur zweiten Natur wird.

Und euch zur Strafe dient, rief ein Dritter, der unversehends dazutrat. „Die andre hintergehen wollen, müssen zuletzt einander selbst schimpflich betrügen.“

Un-

Unternehmung und Ausführung.

Unternehmung und Ausführung geriethen in einen warmen Streit. Jene beschuldigte diese, daß sie sich zu sehr vordränge, und sie als eine Untüchtige verlache; da doch sie, die Unternehmung es sei, die der Ausführung, ehedem viel Hülfe und Dienst erzeiget habe. Von diesem allen wolle sie jetzt nichts wissen, seitdem das Glück sie unversehends begünstigt und zu Ehren gebracht habe. Habe sie Herz, die Ausführung: so könne die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden.

Gar zu viel Herz hatte die Ausführung eben nicht. Da sie aber das Glück auf ihrer Seite hatte, so priesen viele ihren Ruhm und ihre hohen Kräfte. Die Sache kam vor erwählte Schiedsrichter; und wunderbar! die edelsten, die herzlichsten Menschen waren auf Seite der Unternehmung; die begünstigten, die glücklichen dage:

dagegen schmeichelten der Ausführung. Endlich sprachen, nach reifer Ueberlegung, die Richter also:

„Nachdem die Erfahrung gebe, daß die berühmtesten Ausführungen oft von den unberühmtesten, verachtetsten Anlässen; ein edles Unternehmen hingegen nicht anders als von einem nicht gemeinen, edlen Gemüth abstammen könne: so sei der Vorzug des Unternehmens vor der Ausführung entschieden; maassen auch der Tod eines einzigen beherzten Mannes der Welt oft mehr Nutzen bringe, als das lange Leben vieler Ausführenden, träge: befolgenden Menschen?“

Die

Die Quelle.

Eine reiche Quelle floß auf öffentlichem Platz; ihr Wasser ward zu vielfachem Gebrauch der Menschen hie und dorthin abgeleitet, in den Pallast, in die Häuser der Kranken und Gesunden, in die öffentlichen Gebäude. Nirgend fehlte Wasser, jedem Ort floß es in seinen Röhren zu.

Da ließ sich der, der den Pallast bewohnte, von den Künstlern einreden, in seinem Pallast einen prächtigen Brunn aufzuführen, aus dem fortan durch geheime Röhren das Wasser jedermann mitgetheilt werden sollte; und zwar sollten Thierfiguren in mancherlei Gestalt es hie und dort aussprechen.

Damit dies ins Werk gerichtet werden könnte, wurden die Röhren, die von der öffentlichen Quelle leiteten, zuerst vermindert, nachher ganz weg;

weggethan, und zuletzt alles Wasser in den Pals
last geleitet.

Aber siehe, ein Wunder! Der Brunn des
Pallasts trocknete aus; und doch konnte man das
von keine Ursache finden, weder im Himmel noch
auf der Erde.

Die Physiker wurden gefragt; da trat Einer
hervor und sagte: „Wundert euch nicht, meine
„Brüder. Des heiligen Wassers Natur ist diese,
„daß wenn es zur Privatquelle werden soll, es
„austrockne und sich in die Erde verliere; ja wer
„nur mit ungeweihtem Munde es berührt, dem
„wird es die Eingeweide verzehren.“

Die

Die Staatsraison.

Im Staat sahe man Tag für Tag etwas ändern; man verwunderte sich, dorste nicht tabeln, und doch blieb es schwer zu begreifen, wie unsrer Vorfahren Gesetze und Gewohnheiten so sehr in Miskredit geriethen, daß man an ihnen täglich meistern und bessern müsse.

Endlich ergab es sich, daß eine neue Regierungsfornel ins Land gekommen sei, die sich Staatsraison nenne; der stehe es frei, göttliche und menschliche Rechte zu brechen, weder auf Eid, noch Schaam, noch Gewissen Rücksicht zu nehmen, wenn nur der Staat, dem sie dienen solle, consolidirt werde.

Das Volk staunte zu dieser gehäßigen Frecheit, und wußte nicht mehr, was es thun solle? womit man an ihm zufrieden wäre? Jede Stunde gab es Sich selbst, das Seinige und die Seinigen

E gen

gen den Beschlüssen einer billigen oder unbilligen Staatsraison Preis.

So trieb die Staatsraison ihr Werk fort; ein Tag vernichtete den andern, ein Gesetz, ein Decret das Andre, bis endlich ein des göttlichen Rechts Erfahrner seinen Mitbürgern Muth zusprach: „fasset Herz, ihr Brüder, sprach er, es giebt noch eine höhere Staatsraison in der Welt, deren Werk es ist, alle ungerechte, frevelnde Staatsraisons zu ihrer Zeit mit Schande zu vernichten.“

Ohne

O h n e.

Die Republik bemerkte, daß Viele ihre Ämter ohne Würde und Rechtschaffenheit verwalteten; sie sann also darauf, bessere Menschen an ihre Stelle zu bringen, und untersuchte deshalb genau ihr Betragen.

Da sah sie, daß das einzige Wörtchen Ohne viele besudelte; sie sah Priester ohne Beruf, Richter ohne Kenntnisse, Gelehrte ohne Beurtheilung, Fleißige ohne Ueberlegung, Reiche ohne Gewissen, und ferner:

Um ihnen ihre Unschicklichkeit und den Schaden, den sie stifteten, vorzuhalten, schrieb sie ihren Mängeln in einer Tabelle Vergleichen bei, deren wir einige hersehen wollen.

Regenten ohne Gerechtigkeit; Ströme ohne Wasser.

Ein Reicher ohne Milde; ein Baum ohne Frucht.

Ein Jüngling ohne Gutartigkeit; ein Haus ohne Dach.

Ein Gelehrter ohne Ausübung; eine Wolke ohne Wasser.

Ein Weib ohne Zucht; eine Speise ohne Salz.

Ein Vernunftlehrer ohne Wissenschaft; eine Feder ohne Tinte.

Kenntniß ohne Anwendung; ein Rauch ohne Feuer.

Unternehmung ohne Kraft; ein Flug ohne Flügel.

Geschicklichkeit ohne Gönner; eine Erde ohne Thau.

Ein Vorsatz ohne Beständigkeit; ein Uhrwerk ohne Gewichte.

Die

Die Verstellung.

Die Sterndeuter eines gewissen Orts sahen voraus, daß ihrem Vaterlande aus einer unglücklichen Constellation eine große Vernunftverwirrung bevorstehe. Sie begaben sich also am gefährlichsten Tage hinweg und wagten es, bei gesundem Verstande zu bleiben, damit sie diesen nachher ihren verunglückten Mitbürgern wieder geben könnten.

Die behörende Kraft der Planeten wirkte; unsere Weisen kamen zurück, und suchten jetzt durch die genauesten Vorschriften die alten vernünftigen Sitten, Gewohnheiten, Kleider, Studien, Lebensweise wieder einzuführen, und ihre schwärmenden Mitbrüder zu heilen. Aber vergebens. Diese standen mit solcher Wuth gegen sie auf, daß den Weisen nur unter Einer Bedingung das Leben gelassen würde, nämlich, sie müßten sich den

Sitten der Thoren. in Allem auf's gequickestem bequemen.

Von jetzt an verbargen sie ihre Weisheit und sprachen davon nur unter sich, heimlich; öffentlich mußten sie Beifall geben, zuklatschen, schwätzen, sich dem größten Narren als der ersten Stütze des Staats unterwerfen, seine, auch die ungereimtesten Handlungen mit vollem Munde loben — sie mußten.

Die

Die Waage.

Menschen haben die böse Gewohnheit, daß wenn sie jemand lieben, sie alles, auch die unnützlichsten Kleinigkeiten an ihm bewundern; hassen sie ihn, so wird auch das Lobwürdige an ihm getadelt.

Diesem Uebel wollte die Königin der Sitten, die Philosophie, steuern. Im Vorhofe der Vernunft ward also eine Waage aufgehängt, deren Eine Schaaale das Gute, die andre das Böse wägen und durch das Uebergewicht der Einen oder der andern Lob oder Tadel bestimmt werden sollte. Der geschickteste Waagekünstler, Archimedes, ward zum Aufseher darüber gesetzt, damit ja kein ungerichtetes Pöbelurtheil aufkommen, und einen Unschuldigen drücken könnte.

Alle diese Sorgfalt der Philosophie fruchtete wenig. Die Menschen konnten nicht dahin gebracht werden, zu loben, wen sie sich vorgenommen

men hatten zu tadeln, zu tadeln, wer einmal der Gegenstand ihrer Bewunderung war.

Da stand ein Christ auf und zeigte ihnen, „das Gute in einem Menschen sei Gottes Gabe, das Böse an ihm eines bösen Geistes Werk. Jenes müsse man ehren, dies bedauern, und bei beiden den Nächsten tragen, wie er auch wäre, und mit Klugheit ihn etwa bessern.“

Dem stimmten Mehrere bei, und als sie gefragt wurden, wie sie dies sonderbare Gesetz bei sich in Uebung bringen könnten, antworteten sie: gar leicht! Denn eigentlich sei jeder Mensch wohlthätig. Der Gute sei uns liebenswürdig, der Böse merkwürdig; der Freund ein Gefährte, der Feind ein Lehrer; der Offene uns ein Gefellschafter, der Falsche ein Wächter.

Der

Der Knote.

Adrianus Romanus, ein Belge, flocht aus Stricken der Algebra einen Knoten, den er für verflochtener als jenen Gordischen hielt, und ihn daher mit großer Pralsucht der ganzen mathematischen Welt zur Auflösung vorlegte. Franz Vieta, der Gallier, sah und lösete ihn; er lachte über die Eitelkeit des Mannes.

Das brachte dem Vieta vielen Ruhm; man glaubte, einem solchen Kopf sei nichts unauflöslich.

Als unvermuthet ein anderer Knote vor ihn gebracht wurde, aus eisernen Dräthen geflochten; es war Machiavells Fürst.

Der Knote war voll Stacheln; nur mit Handschuhen konnte er berührt werden; ein inneres Feuer durchglühte ihn, und wie durch magische Kraft waren seine Fäden in einander verwebet.

Dabei war er so schwer, daß die Hand vor ihm niedersank; so blinkend, daß das Auge über ihm stumpf ward. Bieta schwigte, rief alle seine Kunst, die ganze Analyse zu Hülfe; umsonst! er verzweifelte an der Auflösung.

Da nahm er im Zorn den Hammer zu Hülfe; die Funken sprangen umher; er war in größter Gefahr und sah am Ende, daß ein Geslecht, in welches arme Unterthanen verstrickt sind, weder zu zerschlagen, noch aufzulösen sei. Es sei gar nicht zu behandeln.

Und sprach: „was durch Kunst zusammengesetzt ist, kann durch Kunst aufgelöst werden. Ein Gewirre aber, das Gewaltthätigkeit, Betrug, List und ihres gleichen in Eins schnüden: das wolle kein Mensch, das möge Gott auflösen!“

Man

M a n m u ß.

Die Impersonalien kamen einst zum Landtage zusammen und faßten ziemlich billige Rathschläge. Das „es ist billig, nützlich, erforderlich, nöthig, es ziemt sich, es pflegt, es ist bekannt, es ist besser, es ist Sitte, Vertrags, Rechtens u. s. Sprachen zuerst friedlich mit einander; bis auf Einmal der Minister „Es gefällt,“ erschien, seinen Plan vorlegte und dars über in Stimmen zu gehen antrug.

Die Impersonalien geriethen alle in Verlegenheit; sie stellten vor, man müsse Verträge der Vorfahren respectiven, auf die Nachkommenschaft Rücksicht nehmen, „es sei schwer, es sei unmöglich,“ Alles vergebens. Der Minister „Es gefällt,“ hatte einen Substituten mit sich „Man muß,“ Sogleich hörte alles Ueberlegen auf; das Wollen mußte dem Muß seufzend sich fügen.

fügen, und alle Impersonalisten baten Gott den Herren, daß des leidigen „man muß“, wegen der Nachwelt nur ihre Namen nicht auch mit Schimpf und Schande genannt werden müßten.

 G e d u l d.

Einmal kamen die drei Kunstrichter der Welt zusammen. Der erste war der Klagende, dem der ganze Zustand der Menschen Plage und Elend schien. Der zweite war der Unruhige, der als lensthalben sich dem Uebel entgegen warf und mit der Natur der Dinge selbst es aufnehmen wollte. Der dritte war der Lachende, dem alle die Singschöre von Nichtigkeit, Posse und Verwirrung ein Vergnügen machten.

Oft pflegten sich diese drei, wie dem Uebel zu steuern sei, zu besprechen; sie konnten aber selten zu einem Schluß kommen: denn ihre Meinungen stießen zu hart gegen einander.

Endlich ließen sie auch den Sokrates und Epiktet zu sich, die ihnen vor allem andern Geduld anriethen. Geduld, sagten sie, ist die beste und einzige Arznei, Uebel dieser Art zu heilen

oder

oder zu lindern. Geduld, sagten sie, die ruhig in Gott, mit Menschen gemäßigt und mitleidend handelt, vor Bösen vorsichtig sich hütet, der Eitelkeit sich entzieht; sie erreicht wenigstens Das allenthalben; „daß sie nur das Gewisse glaubt, „nur das Gute ausübt, dem Eiteln entsagt, der „Schminke spottet, der Uebermacht weicht und „das Uebrige — erträgt.“

Das

Das Todtengericht.

Minos, der gerechte Richter der Todten, erkent mit großem Scharfsinn den menschlichen Verbrechen ihre Strafen zu. Oft gehn die Seelen aus dieser Welt ungestraft hinunter; sobald sie aber vor ihm erscheinen, sieht er an ihren Flicken, was jede verübt hat, und spricht sein Urtheil. Die Mächtigen werden gemeiniglich den ungeduldigsten Herren zu Theil, und lernen gehorchen. Vielwissende Schwärmer verstummen, bis sie von Weisheit bersten. Hochmüthige geraten in den Koth; Lügnern werden die Zähne sehr unsanft entnommen; Wohlüstige peinigt ein ewiges Eis, Verläumder ein ihnen verhafter Glanz; Neidige müssen bei Glücklichen wohnen und sich an ihrer Seligkeit quälen; Geizige nagt ein unerfülllicher Hunger; Neugierige irren in ewiger Nacht; Heuchler peinigt die lautredende Wahrheit. Und wer könnte jede Art der Strafen erz

adhs

zählen? Gung: jede Ausschweifung wird durch ihr Gegentheil gestraft.

Dies hörte ein Rechtshaffener und sprach: So lohnt es denn auch, Gutes zu thun, damit wir Gutes ernten: denn wie jedes Laster durch sein Gegentheil gestraft wird, so lohnt jede Tugend sich durch sich selbst.

Der

Der Samariter.

Ein Jüngling wollte aus der Königsstadt des guten Rufes in ein Städtchen menschlicher Gesellschaft weichen. Er zog auf offener Straße mit gutem Gewissen daher und fiel unter die Mörder. Verläumdung, Neid und Betrug griffen ihn an, nahmen ihm alles, was er in seinem vorigen Leben Rechtschaffenes erworben hatte; selbst seine Kleider, an denen man etwa den ehemals Guten erkennen könnte, zogen sie ihm aus, schlugen ihm tiefe Wunden boshafter Lüge, und ließen ihn liegen im Zedekampf mit der Schande.

Ungefähr begab es sich, daß Landsleute die Straße zogen, die mit dem Verwundeten auf mehr als Eine Weise in Verbindung standen. Sie sahen ihn, murmelten etwas, (ob mittheilig oder scheltend, weiß ich nicht,) und gingen vorüber.

D

Der:

Verwandte kamen nach ihnen, die Ein gemeinschaftliches Blut mit dem Verwundeten hätten fühlen sollen. Sie fürchteten, angeflehet zu werden, und eilten vorüber.

Endlich kam Einer von denen, die, der Welt verhaßt, den Lohn heiliger Thoren verdienen, und sahe den Armen. Er war von einer fremden Secte; demohngeachtet aber erbarmete sich der Wanderer des Jünglings, lief zu ihm und verband ihm seine Wunden, goß scharfen Wein, kühlerndes Del hinein, hob ihn auf sein Lastthier der Duldung und brachte ihn in die Herberge eines ruhigen Nachdenkens. Er zog zwei Gnoschen hervor und gab sie dem Wirth, daß er ihn pflegete und ihm zum Licht, zur Gesundheit verhölfte. Werunter den dreien, ihr Menschen, war der Nächste dem Jünglinge, der unter die Mörs der gefallen war? So gehet hin, und thut deß gleichen.

Der

Der Zweifel.

Nichts ist gefährlicher, als zweifeln zu wollen, wo alles vest und gewiß ist.

Das erfuhr neulich ein junger Mann von feinem Verstande, von untadelhaften Sitten, ein gewissenhafter, bescheidener Jüngling; nur daß er in Sachen, die er nicht recht begriff, etwas zu sorgfältig seyn mochte. Sein Name war Zweifel.

Zuerst gab er sich in die Schule der Theologen, sah ihre Uneinigkeit, zweifelte, und ward als Ketzer und Heide verbannt.

Er ging zu den Staatsklugen, fing ihre Staatsgeheimnisse nur leise und leicht zu untersuchen an. Er zweifelte, und ward als Rebell Lans des verwiesen.

Von da kam er zu den Gelehrten. Er hörte ihre genaue Kenntniß, die sie von Himmel und

Erde, von der menschlichen Seele und ihren Organen hatten, zweifelte; und man warf ihm seine Dummheit vor, man stach mit Federmessern auf ihn, und warf ihn aus dem gelehrten Kreise.

Endlich gieng er zum Volk. Kaum aber, daß er sich merken ließ, er wünsche ihre Sitten sanfter, ihre Sinne weniger roh; so hieß er ein Schwärmer und ward gar aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen. „Im Kerker, sprach man, genieße er seiner Weisheit; nur wolle er unsre Ruhe nicht stören!“,

Von aller Welt verlassen, war es umsonst, daß er sich auf Gewissen, Vernunft, Rechtschaffenheit berief; er wolle keine Ordnung, keine Ruhe stören. — Er flehete Tauben; alle Stände der Menschen waren gegen ihn hart und ungerrecht; nur Eine Zuflucht blieb ihm übrig, zu Gott, der das Innere kennet.

Der

Der gerechte Richter hörte des Armen und sandte ihm seinen Boten, den Tod. Der befreiete ihn aus dem Kerker, und foderte ihn vor des Ewigen Richtstuhl. Da wird Klage und Antwort gehört, da wird was recht und billig ist, gesprochen werden!

Die Edelgesteine

Noch wäre der Betrug erträglich, wenn er nur nicht so kostbar wäre. Aber da stehen die Betrüger mit gefärbtem Glase, mit falschen Edelsteinen; und prahlen, und lassen sich theuer bezahlen.

Dieser Edelstein ist die Weisheit, jener die Stärke; dieser die Gesundheit, jener das Glück; dieser heißt langes Leben, jener Sicherheit, Liebe u. f.

Da dränget sich der Haufe um die Bude umher, und verschwendet sein Geld. Der kühne Schwärzer schwärzt, der Ehrliche glaubet; der Betrüger lacht, der Betrogene glaubt vester; Wahrheit wird Irrthum, und Eitelkeit geschätzt.

Eine solche Bude sah einst ein Christ, und fragte, ob etwa auch der Edelstein der Rechtschaffenheit, der Geduld, der Bescheidenheit zu Kauf wäre?

Der

Der Juwelenhändler lachte. „Bey mir, o Thor, suchst du Steine, die du in jedem Koth findest?„

Der Christ erschrock, ! entschlüpfte mühsam dem Haufen und sprach zu sich selbst: „Lebe wohl, du gläserne Glückseligkeit, die mit fälschem Schein das Auge verblendet! Wenn du zu Boden fällst, zerbrichst du.„

Einfalt und Wahrheit.

Die Vorzeit in ihrer einfältigen Tracht traf auf ihre Enkelin, die Nachwelt, ein freches und leichtsinniges Mädchen.

Sie wunderte sich über ihre üppigen Kleider, über ihre leichtfertigen Gebehrden und fing an zu murmeln. Diese aber, rüstig mit ihrer Zunge, warf der Großmutter Dummheit, Plumpheit vor, und strich dagegen ihrer Denkart, ihrer Bescheidenheit, ihrer Hand' und Füße, ihres ganzen Körpers Leichtigkeit und Cultur hoch hinaus.

Die Alte konnte nicht einsehen, was denn das Sublime, Besondere und Ausgesuchte sei, das ihr fehle und die Nachwelt besitze. Da brachte diese ein so krummes, verdrehtes, gefärbtes Ding hervor, daß man ihm kaum einen Namen, geschweige Lobsprüche zu geben wußte.

Ernst

Ernst und verachtend sah es die Alte an, und sprach: Schäme dich, Leichtsinrige! Ist dies das Glück deiner Zeit? ist dies der Fortgang deiner gerühmten Feinheit? Als ob ich das Alles nicht gekannt hätte! Ich schwöre dir: Hundert und tausendmal ward das zu meiner Zeit erdacht, aber sogleich verworfen; tausendmal versucht, aber sofort eitel und nichtig befunden; es wollte sich einschleichen und ward hinausgestoßen, bis ich endlich durch lange Uebung und durch die gewissten Erfahrungen lernte: „Nichts sei so sicher, so beständig, so angenehm, so vortheilhaft für dieses und jenes Leben, als Einfalt und Wahrheit.“

D s

Die

Die Hinkenden.

Nichts Hinkendes oder Verstümmeltes sollte Gottes Altar dargebracht werden; so lautete einst das strenge Gebot, woran unsre hinkende Zeit streng erinnert wurde.

Täglich ergingen also neue Befehle, die aber niemand achtete, niemand ins Werk setzte, z. B. „Was jemand befiehlt, soll er selbst auch befolgen; wie er lehrt, soll er thun; was er liefert, soll er verstehen; nachdem er wahrnimmt, soll er urtheilen; was er lernt, soll ihn belehren; was er weiß, soll er mittheilen; nachdem er hat, soll er geben; nachdem er empfindet, sprechen; nachdem er liebt, helfen; nachdem er selbst dient, Dienste fodern.“

Die heilsamen Befehle dieser Art wurden so wenig befolgt, als andre. Und damit man die Unterlaßer nicht Ungehorsams beschuldigen könnte, wichen die Hinkenden der Vorschrift damit aus: „

es geschehe doch alles, wenn gleich nicht genau nach der Vorschrift; der Zweck werde dennoch erreicht. Es seyn nämlich andre, die befehlen, andre die gehorchen; andre die lehren, andre die thun und s. Durch diese wunderbare Verschiedenheit der Menschen werde mehr ins Werk gerichtet, als durch jene lästige Verbindung der Pflichten.

So kam das alte Gesetz Gottes durch eine menschliche Novelle in Verjährung.

Das hörte Augustin, das Muster eines acht rechtschaffenen Lebens. Er wandte sich zu den Seinigen, und sprach klagend: „wohl reden, und übel leben; was heißt das anders, meine Brüder, als sich mit eigener Stimme verdammen und überweisen?“

Der

Der Fußsteig des Lebens.

Auf jenem engen, unebnen Wege, der zur Pforte des Lebens führt, wandern die Pilger wunderbar daher.

Einige, in weißen, saubern Kleidern, messen und zählen die Schritte; plötzlich befällt sie ein Schwindel; sie stoßen ans kleinste Steinchen, fallen, und bes Flecken ihr hellglänzendes Kleid.

Andre werden wie von Geißeln getrieben; sie setzen über Felsen und Klüfte, und haben nicht Zeit zu schwindeln. Sie kümmern sich nicht um ihr Kleid, und unbefleckt fliegen sie ihren Weg dahin.

Einige von scharfem Gesicht, sehen vorwärts, sehen umher, sehen zurück, verweilen und kommen nicht weiter; indeß andre sogar zurück zu gehen und etwas Andres im Sinne zu haben scheinen; und kommen doch vorwärts.

Dies

Diese laufen, eilen, schwitzen, keuchen und fallen ohnmächtig nieder; jene scheinen müßig und ruhig, und kommen fort.

Erläute fasten und martern sich ab, daß, wenn sie jetzt frisch daran wollen, ihnen Kräfte fehlen. Andre genießen die Gaben der Natur, und streben hinauf zum Himmel.

Kurz. Menschliche Vorschriften und Regeln helfen bei dieser Wanderschaft wenig; auf die höchste Güte des Schöpfers und auf die lauterste Einfachheit des Geschöpfes kommt Alles an.

Die

Die Unschuld.

Die Unschuld hatte dadurch gefehlt, daß sie recht gethan hatte, und ward deßhalb vor Gericht gefordert.

Unerchrocken trat sie vor dasselbe, weil sie die Richter nach sich selbst beurtheilte; sie sahe diesen, jenen, einen dritten an, die sie einzeln für gute Männer gehalten hatte, und konnte nicht anders denken, als daß sie jetzt verbunden auch die billigsten Richter seyn mußten.

Da waren Gottesläugner, die im Ruf einer unablässigen Andacht standen; Blutsauger, die das Recht sprechen, Barbaren, die alles wissen, Blinde, die von Farben urtheilen sollten. Denen allen vertraute sich die Unschuld sicher an; ach aber, wie sehr hatte sie sich betrogen!

Sie hatte die Guten gelobt, die Bösen getadelt; und sahe jetzt, daß die, die sie für die Guten gehalten hatte, sich des Tadels der Bösen

als

als ihrer eignen Sache annehmen, mit dem Lobe der Guten dagegen gar nicht zufrieden waren. Kaum wollte sie ihren Augen trauen, da sie sah, daß andächtige Männer die Andacht mißbilligen, gerechte Männer der Billigkeit entgegen streben, gelehrte Männer Wissenschaften verachten, das unterdrückte Volk seine Freiheit verabscheuen könne; sie stritt mit sich, und ward beinahe an sich selbst irre, daß sie mit ihrem Urtheil den besten Männern so habe mißfallen mögen.

Den Rebel zerstreute ihr aber die edle Jungfrau, Rechtschaffenheit, tröstete die Unschuld und hieß sie mit der heitersten Stirn das unbillichste Gericht erwarten. Denn, sagte sie, wisse diese Maxime, Schwester: „Männer, die jeder „für sich der Unschuld nichts anzuhaben wagen, „können, wenn sie im Collegium oder sonst mit „andern vereint sind, ohne Gewissen ihr Schimpf „und Schande anthun.“

Wiel

Viel und Wenig.

Ein Jüngling von edlem Gemüth wollte zur Königsstadt des Glückes hinauf; und wo er von jemanden hörte, der des Bergansteigenden Weges kundig sei, den glaubte er, darüber fragen zu müssen.

Und allerdings fanden sich viele, die ihm mit großer Zuversicht die Reise vorzeichneten, Philosophen, Politiker, Mönche, Einsiedler, Zauberer sogar, und die einen Vorschmack der Gottheit enthusiastisch träumten.

Von allen Seiten Reisecharten genug; wie er aber nach ihrer Vorschrift den Weg antrat — Wunder! wie oft stieß er an! wie oft kam er ab vom Wege! an welche Klüfte, an welche Höhen gerieth er! Er fluchte allen den Stuben: Wegweisern, die in ihrem Kopf Wege und Stege im Himmel und auf der Erde wollen ausgemessen haben.

Ende

Endlich bemerkte er von weitem einen einfach gekleideten, schlichten Mann; den suchte er mit großer Mühe zu ereilen. Ganz außer Athem trug er ihm sein Unglück vor, und wie wunderte sich der fremde Mann, da er alle diese verwegenen Vorschläge anhörte.

Bisher bist du irre oder gar rückwärts gegangen, sprach er; willst du mir aber folgen, mein Freund, so thue es und merke dir zu unsrer Reise nur die zwei Worte, viel und wenig.

Siehe viel; bewundre wenig. Höre viel; glaube wenig. Wisse viel; sprich wenig. Lies viel; schreibe wenig. Untersuche viel; behalte wenig. Dulde viel; billige wenig. Meide viel; fürchte wenig. Erwarte viel; hoffe wenig. Besetze viel; hasse, rüge, verlache wenig. Ueberlege viel; beschließe wenig. Laß viel zu dir; weniges liebe. Arbeite viel, befiel wenig. Bete viel; lehre wenig.“

Der Jüngling gehorchte und reisete glücklich.

Das Herz und die Zunge.

Zur Zeit des Glückes, wenn holde Gestirne regieren, schwähet die Zunge gern, erlaubt sich alles, und will den Namen einer beherzten Sprecherin für Freiheit und Rechtschaffenheit davon tragen.

Es fehlet ihr auch nicht an Schmeichlern, denen die Schamlose Frechheit, über alles und gegen alle zu reden, wohlgefällt.

So schwakte die Zunge einst in begünstigten, glücklichen Zeiten; wer aber diese Frechheit nicht ertragen konnte, war das Herz.

Das männliche Herz hatte andre, schwerere Zeiten erlebt und sich unter den Schrecknissen der Tyrannei tapfer geübet. Es hatte Zeiten erlebt, da die Religion verachtet, das Verdienst unter die Füße getreten war. Talente hungerten, die Gerechtigkeit erröthete, die Schaam war Landes verwiesen.

Wor:

„Vortreflich! rief es jetzt der Schwägerin Zunge zu, weil du einmal im Reden bist, rede! Erwinnere dich aber, wie du zu anderer Zeit heucheltest, Schmeicheltest, logest, krochst und schändlich dienstest. Da hat ich dich, meine Dolmetscherin zu seyn, und du erschrockst. Jetzt bist du eine Herzlose Weiberzunge, die nicht aus Eifer fürs Gute, sondern weil dir so wohlbehagt, das Ohr der Guten mißbraucht. Irre ich nicht, so wird bald wieder der Winter da seyn, da du mit allen Fröschen aufs neue verstummest.“

Die Zunge schwieg, und vermied fortan, der Sprache des Herzens irgend zu begegnen.

Die Wissenschaft.

Die Grammatiker hatten gehört, daß die Burg der Wissenschaft oben auf dem Gipfel eines Berges stehe; wo irgend sie also ein Häuschen auf einem Hügel wahrnahmen, da eilten sie mit großem Geräusch hin, und begehrtten eingelassen zu werden.

Wie sehr betrogen sie sich! Der Weg zur wahren Burg hebet sich nur allmählich; er führt durch mehrere verschlossene Pforten, und hat manche Ruheplätze nöthig.

Unten, kaum über dem Fuß des Berges, ist die erste Herberge; da wird den Knaben zuerst die Zunge gelbset und sie etwa zu drei Sprachen gewöhnt. Höher hinauf lernen sie diese Sprachen feiner, artiger reden. Nun kommt man an ein höheres Schloß, wo der ganze Leib gleichsam, mit allen seinen Gliedern geübt, anatomirt, be-

hendes

hende und schlang gemacht wird. Jetzt wandern sie höher hinauf, um sich an Maas, Zahl und Gewicht zu versuchen und zu jedem Geschäft tüchtig zu werden. Eine höhere Burg übt in wichtigeren Dingen: sie giebt allen Ständen des Staats ihre Vorsteher, ihre Führer. Endlich und zuletzt erreicht man den wahren Pallast der Wissenschaft; er liegt dem Himmel nahe, und schaut die weite Erde tief unter sich. Diese betrachten, die nähere Harmonie des Himmels hören, mit reinem Gemüth den Umgang der erhabensten Geister, Gottes selbst, genießen, das ist der Gipfel der Wissenschaft auf Erden.

Wie entfernt von ihm sind die, die auf einem kleinen Hügel sich ein Thürmchen erklimmt haben, von da sie eben nur auf die Gipfel der Bäume hinabsehn, und sich im Olympus dünken.

A n t i p a t h i e e n.

Der Natur gebührt Lob, nicht nur für das wohlthätige Heilsame, das sie den Geschöpfen einpflanzte, sondern noch vielmehr vielleicht für das wohlthätige Gift, mit welchem sie Gifte unschädlich machte. Der Mensch, ihr erstes Geschöpf, der Ausleger ihrer Kräfte soll ihr dies Lob sagen.

Solch ein Dankfest der Natur ward irgend wo jährlich gefeiert und dem Schöpfer Preis dafür gebracht, daß er jedem Gifte sein Gegengift verordnet.

Den Tyrannen setzte er schreckliche Unfälle entgegen, die ihnen vor einem höheren Gericht Schauder erwecken sollten. Den Hinterhältigen gab er ein Gewissen, das sie inwendig nagte. Den Allwissern legte er Abgründe der Natur in den Weg, die, ihnen unerforschlich, sie wenigstens

stens zu einiger Schaam brächten. Wohlüstige hielt er mitten im Lauf nach Wohlüsten durch Krankheiten zurück; Geizigen stellte er das bosshafte Glück entgegen, das ihre sichersten Hoffnungen oft so unvermuthet vernichtet; Hochmüthigen das Hohngelächter, das sie unter andre, die sie verachteten, tief hinabsetzt. Dem anmaaßenden Stolz schuf er einen mächtigen Feind, das Gefühl der Freiheit, dessen unbeflegter Muth sich kein Ehrloses Stillschweigen, keine niedrige Schmeichelei, keine närrische Leichtgläubigkeit, keine schändliche Dienstbarkeit gebieten läßt. Der größten Macht des Bösen endlich setzte er das Kreuz, aufopfernde, tapfere Geduld, entgegen, mit dem ein Christ, wie ein zweiter Hercules, alle Ungeheuer der Hölle überwindet.

D e r T o d.

Der Auszug der Theologie, der Inbegrif der Philosophie, der Rückhalt der Politik, des Menschengeschlechts unerklärbarer Wohlthäter, der Tod erschien.

Blaß war sein Angesicht, seine Beingestalt war fast allen schrecklich; aber er umwand sich mit den Sterbekleidern, die der Auferstandne im Grabe gelassen hatte; und so gieng er freundlich umher.

Liebreich redete er die Christen an, ohne logische Fallstricke; er berief sich bloß auf jedes Menschen inneres Zeugniß: „wie? ist nicht Gott euer Vater? seyd ihr also nicht das edelste Geschlecht? unter Gottes Obhut sicher? durchs Band einer obern Liebe verbunden? Und ihr beslecket euer Geschlecht? werdet Thiere, und werft Gottes Gebot von euch? Warum gebt ihr eure Freiheit
auf

auf und löset das Band der Bruderliebe? Ihr haltet an dem fest, was euch nur geliehn ist, und schaudert, Unsterbliche, für dem Sterben?„

Er predigte Tauben; und nachdem jeder seinem Körper diente, nachdem vergaß er auch den Tod und setzte seinen Dienst fort.

Da Worte nicht halfen, griff der aufgebrauchte Warner zu seinen Pfeilen. Sie und da lagen Leichen umher; er sah die traurige Niederlage und sprach: „Muß ich es ihnen also lehren? den Hohen demüthig seyn, den Sophisten schweigen, Neugierigen und Geizigen ihre Neugier und Habsucht begrenzen, Zornigen sich versöhnen, Wohlthätigen Schmerz fühlen, Wilden und Hartnäckigen nachlassen, nachgeben. Glücklich sind die Armen! sie werden reich; die Traurigen, sie werden getröstet; die Duldbenden, sie werden gerächet; allen endlich, deren Leben Christus war, wird der Tod Gewinn.„

E 5

Die

Die begrabene Wahrheit.

Nur Gott ist, der die Todten erweckt; es sei dann, daß er seiner Lieblinge Einem diese Wundergabe verleihet. Unsre Pflicht ist, verstorbenen Heilige zu ehren, und sie als Wohnungen himmlischer Geschenke anderer Nachahmung zu empfehlen.

So gaben es einst viele Anzeigen, daß irgend hier die Wahrheit begraben sei; man scharfte die Erde auf, grub einige Tage, und fand endlich einen unkoftbaren Sarg, auf dem nichts als die wenigen Worte standen: zu meiner Zeit!—

Man hob den Deckel auf und sah einen Leichnam, zersezt, verunreinigt, mit Dingen bedeckt, die ich zu nennen mich scheue. Offenbar wars, daß man ihn nicht mit Würz' und Balsam, sondern mit Unrath eingesargt und versenkt hatte.

Als

Als man den Körper endlich mit vieler Mühe
reinigte, fand man zu Haupt ihm eine schöne
eherne Tafel mit dieser Inschrift:

Ich, die Wahrheit,
Gottes Tochter;

durch Satans Trügerei,
der Welt ansteckend Gift,
durch der Tyrannen Gewalthätiga
Fei,

der Priester Trägheit,
der Staatsmänner Bosheit,
durch Leichtsinn der Geschichtens
schreiber,

durch der Gelehrten Narrheit,
und durch des Volks Stupidität
ermordet,

lieg ich hier

im Schlamm der Lügen.

Nach hundert Jahren siehet mich
die Sonne wieder.

Sey mir gegrüßet, Nachwelt!

Als

Als diese Grabchrift bekannt gemacht wurde, mischete sich Schmerz mit Freude. Man schalt die Vorwelt; man pries die jetzige Zeit. Ein Marmor-Grabmahl ward der Wahrheit errichtet, und sie darinn wiederum prächtig und kostbar begraben. Aufgehänget ward die gefundene Tafel, und die stolzen Worte dazu gefügt.

Wären Wir
zu unsrer Väter Zeit gewesen;
wir hätten nicht Theil genommen
am Morde der Wahrheit.

II.

U e b e r

Die vorstehenden Parabeln

u n d

die nachfolgenden Gespräche.

1920

1920

1920

Den Verfasser dieser Parabeln hat die Vorrede genannt; das bald folgende Andenken an ältere Deutsche Dichter wird von ihm etwas Mehreres anführen. Jetzt wollen wir nur von zween seiner Arbeiten reden, den vorstehenden Parabeln, und den Gesprächen, die diesem Aufsatz folgen.

Die Parabeln nannte ihr Autor Apologien. Er hat ihrer nicht weniger, als dreihundert gedichtet, deren Sammlung er eine *Christliche Mythologie*, oder *Bilder von Tugenden und Lastern des menschlichen Lebens* nannte. Schon diese Erklärung zeigt, daß es dem Verfasser um eigentliche äsopische Fabeln nicht zu thun war. Wenige seiner Dichtungen grenzen an diese Fabel; die meisten gehen auf

Sinn:

Sinn- und Denkbilder, (Embleme) auf Allegorien, auf Personificationen hinaus, die in die eigentliche Fabel nicht gehören.

Andred lebte, (was Kunst und Dichtkunst anbelangt,) in Zeiten, da man die Embleme sehr liebte. In Italien und Spanien war die Periode der großen Dichter vorüber; dagegen war theils aus ihren Werken, theils aus den Gemälden mancher großen Künstler eine Liebhaberei an Symbolen, bedeutenden Attributen, Allegorien u. s. auch in das Gebiet der Buchstaben und Gedanken gekommen, die, um die Wahrheit zu gestehen, den menschlichen Geist zwar erweiterte, aber die Kunst verengte. Eine große Menge symbolisch; emblematischer Bücher und Verzeichnisse erschien zu Ende des sechzehnden und im Anfange des siebenzehnden Jahrhunderts. — Warum? Die Geschichte dieser Zeit und dieses Geschmacks liegt noch sehr im Dunkeln. — Den Gedanken im Großen auszubilden, ihn in allen seinen Gliedern

sich

sich selbst gleichförmig dergestalt auszusprechen, daß kein Theil dem andern widerspreche und nur Ein Geist, wie im göttlichen Odem eingehaucht, das ganze schöne Gebilde belebe; diese Poesie schien der damaligen Zeit entweder zu groß, zu mühsam oder auf die Gegenstände, mit denen man sich damals beschäftigte, nicht anwendbar zu seyn. Vielleicht war man der alten, fimpeln Vorstellungen satt, und weil man sie nicht zu übertreffen vermochte, wandte man an einzelne Theile, oft außer dem Zusammenhange des Ganzen, desto mehr Kunst. Häufig wollte man auch dem Auge darstellen, was ihm nicht darzustellen war, sinnreiche Gedanken und Gleichnisse, selbst Phrasen und Formeln der Rede, Sprüchwörter, politische Maximen; und wenn diese durch sich selbst nicht verständlich waren, ward der Bilderwitz durch Sprachwitz erläutert. Der Witz ist ein leichtes, flüchtiges Noß; nicht allenhalben kann und mag ihm die Kunst folgen. Er glaubt, nie fein genug sprechen zu können, zumal wo er nichts rein herr-

aus sprechen darf, wie bei politischen Gegenständen. Da wollte er also andeuten, wollte den Gedanken fast ohne Körper sichtbar machen, und bei dem kaum angedeuteten Körper wiederum neue Gedanken in Worten hinzunehmen. Die grosse offene Poesie erlag also unter Witz und Politik, unter geheimen Winken, dahin geworfenen Dickern, unausgeführten, mit sich selbst kämpfenden Sagen; die Kunst warbarg sich in Emblema.

Es wird anderswo Gelegenheit seyn, den Geist der reinen griechischen Allegorie vom emblematischen Schatten späterer Zeiten näher zu unterscheiden; hier bleiben wir bei den Sinn- und Denkbildern, von denen wir reden. Andrea, der die Italiensche und Spanische Sprache liebte, und alles Witzige kannte, was damals im Gange war, nahm auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil; insonderheit scheint Boccacini auf ihn viel gewirkt zu haben. Da sein Gewissen ihn trieb, die Fehler seiner Zeit zu rügen, und sich die nackte Wahrheit nicht sehen las:

lassen durfte; so gab er ihr, wie er in einem eignen Apolog sagt, dies Kobylgewand, nicht um sie müßig oder gar äppig auszugieren, sondern vielmehr sie den Augen der groben Menge zu entziehen, und für ihren Schlägen zu sichern. Den wentgern, die eine solche Einkleidung verständen, traucte er schon einen feineren, billigeren Geist zu; und doch zeigt leider die Geschichte seines Lebens, daß er auch diesen viel zu viel zugetrauet habe. Für die bösen Deuter, die aus dem Kiesel Funken zu schlagen wissen, hatte er lange nicht emblematisch genug geschrieben. Bei einem solchen Zustande der Welt fällt also jede Vorschrift der Kunst, wenn sie Ausführlichkeit und deutliche Entwicklung gebietet, zu kurz. Wer will die Ruhe seines Lebens der Bestimmtheit eines Kunstwerks aufopfern? Auch hier, wie allenthalben, ist der Gedankenzwang der Vater der Barbarei; der Despotismus wird des guten Geschmacks Mörder.

In Ansehung der Composition bin ich also weit entfernt, die Denkbilder des vor trefflichen Andree zur Nachahmung zu empfehlen. Viel mehr könnten sie dem Lehrer des guten Geschmacks, wenn er nichts Besseres an ihnen zu bemerken weiß, nützlich seyn, seinem Schüler an ihnen mancherlei Fehler bemerkbar zu machen, und ihn dadurch vor Abwegen zu warnen. Was mangelt es in diesem Apolog, daß er keine andre Fabel, jenem Emblem, daß es kein vollkommenes Sinnbild ist? Wodurch ward diese Allegorie geformt? wodurch ward jene Personendichtung zwangvoll und überladen? Welcher fremde Gedanke unterbricht hier die sinnliche Vorstellung? welcher feiner Witz, hier am Anfange, dort am Ende des Gedankenbildes gehört nicht unmittelbar zu ihm? Kann aus dieser Dichtung, aus jenem Emblem ein klares schönes Epigramm werden? Wie sagt man diesen Edelstein simpler? — Solche und mehrere dergleichen Fragen kann man sich selbst und andern vorlegen, gewiß zur Reinigung und Bildung des

Ger

Bestimmtes, zu Schärfung und Veredlung unsrer poetischen Urtheils. Dem guten Andree kommt dabei nichts zur Last; er wollte, wie er konnte und durfte, über einzelne Fälle seiner Zeit, besonders seines Landes, sein Herz ausschütten, und sein moralisches Urtheil äußern; mit nichts abdr ein Lehrer oder ein Stern der Dichtkunst werden.

So fort ergiebt sich, warum ich, wenn ich auch gekranket hätte, seine Dichtungen in Absicht der Composition nicht haben ändern mögen. Ich wollte, als ich in jüngern Jahren diese Stücke übersehte, gewiß keine Satyre meiner Zeit schreiben, und mag es jetzt noch minder; ich wollte dem alten Andree zeigen, wie er ist. Warum sollte sich unsre Zeit nicht freuen dürfen, daß viele Laster und böse Gewohnheiten, die er mit harten, dunkeln Farben schildert, ihr nicht mehr, wenigstens nicht in der schenßlichen Blüthe herrschen, in der sie damals stolzierten? Warum sollten wir uns nicht freuen dürfen, daß die Unduldsamkeit der Theologie, der Scholasticismus der Philosophie,

phie, das harte Joch der Schulen, die nahe Wohl-
 lust der obern Stände, der große Despotismus
 der Hefe, wo nicht allenthalben verthigt, doch we-
 nigstens allenthalben so geschwochen sind, daß wir
 in Manchem über die Zeiten Andra mit einer Art
 frohen Schauders erstaunen mögen? Sey es
 fern von uns, In solchen Gemälden den Mahr
 seiner Zeit als einen Trübfinnigen zu schelten;
 vielmehr wollen wir Gott danken, daß er uns
 die beschwerliche Arbeit erließ, und uns in leichtere
 oder leichtere Zeiten versetzte. Gut zu leicht in-
 dessen wollen wir auch hier die Sache nicht neh-
 men: denn nach Andra Meinung ändern sich
 zwar, aber sie bessern sich nicht, die Botten. Viel-
 leicht ist manches jetzt, wie es damals war; nur
 ist's bei uns feiner oder verfeinerter. Die Decora-
 tion ist anders; aber dasselbe Schauspiel wird
 fortgespielt in einem späteren Act. Diese Ver-
 gleichung zu veranlassen, (warum sollte ichs ver-
 theilen?) ist die vornehmste Absicht; weshalb ich
 diese Embleme und die folgenden Gespräche be-
fannt

kennt mache; selbst auch die Ursache, warum ich jene Parabeln, diese vaterländische Gespräche genannt habe.

Bei jenen nämlich schien mir das Wort Dichtungen, Fabeln zu unbestimmt; der Name Embleme (Denkbilder) war dem abwechselnden, Geistreichen, Werk zu enge; Apolog, Märchen, (welchen Titel der bescheidene Andrea wahrscheinlich dem Chin abborgte,) war gar nicht zu gebrauchen; wie also, meinte ich, wenn diese vermischte Gattung von Fabel und Emblem Parabel hieße? Parabel ist eine Gleichnißrede, eine Erzählung aus dem gemeinen Leben mehr zu Einkleidung und Verhüllung einer Lehre, als zu ihrer Enthüllung; sie hat also etwas Emblematisches in sich. Ueherdem gehet sie den Gang der Fabel, und waaßt sich sehr freie Schritte in diesem Gange an, indem sie oft mehrere Lehren verbirgt, und sich nicht, wie die Asopische Fabel an Einer derselben begnüget. Die gemeinsten Dinge des Lebens, so wie Engel und Geister eis-

ner andern Welt, können in ihr erscheinen; warum also sollten nicht auch Abstraktionen und Personificationen in ihr erscheinen dürfen? Kurz Parabel ist eine Gattung Gedichte, die zwischen der Fabel, dem Emblem, der Allegorie und Personification in der Mitte liegt, und wenn sie eingehüllt wird, die schwersten und leichtesten Denksprüche auf ihrem breiten Rücken tragen kann; mögen also diese vermischte Dichtungen Parabeln heißen.

Dies mögen sie denn auch, meinte ich, für unsre Zeit seyn; in der Welt nichts als Gleichnißreden, die Andre aus seiner, für seine Zeit machte, und die der unsrigen nur als alte Parabeln vorkommen sollen, und vorkommen werden. Mich dünkt, ich höre und lese bereits: „Gottlob, daß das alles nicht mehr auf unsre Zeit passet! wie weit sind wir voran!“, und freue mich darüber, und sage auch Gottlob! Und denn noch bitte ich diese alten Gleichniß- oder Ungleichnißreden mit nachsehender Geduld zu lesen. Denn
eben

eben zu Vergleichung meines mit jener Zeit wollte ich Anlaß geben. Je schärfer diese geschieht, je rühmlicher sie für unsre Zeit ausfällt; desto besser dürfte verzeihls man mir, daß ich den alten Andred in dies neue Licht nicht gemacht habe. Einem Membrandischen Kopf Vitiansche oder Mengfische Farben zu geben, wäre ganz außer Zweck und Ort. Also auch sein redliches christliches Sprech konnte und wollte ich dem guten Andred nicht anreißen; und auch darüber wird kein Verständiger mich tadeln.

Im Ernst geredet. Nicht jeder in der Deutschen Nation kaset als Kunstrichter; nicht jeder Kunstrichter will alle Augenblicke seines Lebens so leben. Gute Äpfel bricht man gern auch von einem alten, verwachsenen Baume, und genießt den Saft der Pommeranze, selbst wenn sie nicht eben unter der mildesten Sonne zur Reife gediehen wäre. Ja, (weil ich über Embleme auch emblematisch reden darf) oft, meine Bilder, ist das Halbe besser als das Ganze; und wenn diese

Parabeln unsrer Zeit sehr ungleichartig sind, so ist's für mehr, besser, als wenn sie ihr ganz streift ertig wöden. Fast wollen wir sie ungleichartige Gleichnißreden, hyperbolische Parabeln nennen; und was wollen wir mehr? Als Kunstwerke betrachtet, mögen sie für das, was sie sind, gelten; wer aber in diesen Denkbildern nicht Kenntniß des Welt, reiche Erfahrung des Lebens, einer, ich möchte sagen, **Baconischen Geist** und ein großes, sanftes, edliches Herz bemerkt, der suche diese seltenen Kostbarkeiten irgendwo anders in der Welt. **Kein Wort zu weiterer Entschuldigung;** viel mehr einiges zu Einleitung der folgenden **vaterländischen Gespräche.** Diese sind in eben dem Geschmack abgefaßt, als die Parabeln; denn wegen: nenne ich sie auch **vaterländische,** nicht Griechische, Römische, Französische Gespräche. **Ben Placo, Xenophon, Lucian, Cicero, Erasmus, Fontenelle, Diderot u. s.** sucht

wolle

wohl; hier, in einödnigen kurzen Unterrichtszeiten zwischen A. und B. nicht finden. Der Vortrag ist hier fast so abgekürzt und verstümmelt als er in den Parabeln war; offenbar auch aus demselben Grunde. Wie aus jenen ließen sich auch aus diesen lange Fäden spinnen, wenn man einige Seiten mit dem wenigsten Golde glänzend machen wollte. Ich gebe die einzelnen Goldkörner, wie ich sie finde; mache jeder daraus, was ihm gefällt.

A. und B. sind die Anfangsbuchstaben des Alphabets, und jeder Mensch hat in seinem eignen Selbstgespräch dies A und B in sich. Ist ist Eins im Kopf, das Andere im Herzen; kurz durch A und B wird ein Gespräch mit uns oder mit andern allein möglich. Da ist es auch am ernsthaftesten, und führt zu etwas; es soll nicht bloß, wie bei mehreren Zwischenrednern, etwa zur Unterhaltung dienen, und sich am Ende im Sande verlieren. Es kann auch zwischen A und B nicht wohl ausschweifen, denn es gestattet keine Grazien, wie eine dramatische Verhandlung;

es nicht kurz ab. Man erwarte also hier nichts, als eine mit kurzen Worten dialogisirte Wahrsheit; genug wenn diese des kurzen Dialogs werth war.

Über auch manche dieser Wahheiten wird einigen Lesern traurig scheinen. Man wird in mehreren Gesprächen eine niedergedrückte, trübende Seele bemerken, und statt des heiligen Christian Rosenkreuz, der Andreä in seiner Jugend war, einen Mann finden, der in einer Gesellschaft, wo alles einen Namen haben mußte, sich nur den Nürben nannte. Hierüber giebt leider auch das Leben des Verfassers Aufschluß. Nachdem dieser Gemüthsleide, thätige Geist in so manchem zurückgestoßen war, und so andre Dinge vor sich gesehen sah, als er wünschte; freilich da dachte ihm die Verbesserung der Welt nicht mehr so leicht, als sie dem Jünglinge Christian Rosenkreuz gedünkt hatte. Er zweifelt, er warnt; aber dennoch hofft er und ermuntert. Wie viel Gutes hofft er vom Volke, wenn es gut gelehrt und geführt

fähre mitbed wie ermuntert durch das Vorbild der Helden, selbst neuer Götten in ihrem ersten Eifer, z. B. der Waldenser, und Wiedertäufer! Nur alles, wie er meint, hat seine Zeit und Stunde, die müsse man befördern helfen, die Vorbereitung herbeiführen, nicht aber sie überreifen. Und hienun bin ich ganz seines Glaubens, Wenn ein Kind den eingesponnenen Wurm, zu früh aus seinem Grabe erwachen will, ehe dieselbe die Frühlingssonne selbst ruft, so schadet es ihm, und mache sein Wiederaufleben schwer, oder unmöglich. So liegen so reifen wir im Schooße der Zeiten. Nicht mit Monaten, sondern mit Jahrhunderten wird die edelste Frucht der Erde, der menschliche Verstand in seinen allgemeinsten, größten Wirkungen reif; dann aber, nach der großen Analogie der Dinge, dränget er sich ans Licht; nichts auf der Welt, die Mutter selbst, kann ihn nicht zurückhalten.

Fast hinter jedem Gespräch Andred's fiel mir eine Reihe Gedanken ein, die ein Commentar hätte

hätten worden mögen; bald für, bald gegent
 seine Meinung. Ich habe aber dem Leser darins
 nicht vorgreifen wollen, weil ich keine edlere Frucht
 des Lesens kenne, als daß es zu eignen Gedan-
 ken reizet. Und würde weit haben uns die Seite
 dem beinahe verfloßnen zwei Jahrhunderte geförs-
 dere! Wie manche Triebfeder ist wältig stumpf
 worden, der Andrei noch viel zutrauete! wie man
 des Samensorn hat sich entwickelt; in dem er das
 mäts noch nichts weniger als die Kräfte ahndete,
 die es selbstem gezeigt hat! In allen diesen Ges-
 sichtspunkten sind keine kurzen Gespräche sehr
 fehrreich.

Stuhe also wohl, edle Asche! Was dein Lieb-
 höher ernstest Geist mir war, möge es andern
 werden.

III.

Einige

Vaterländische Gespräche.

Gedruckt im Jahr 1617.

III

Einige

Notizen über die

Verhältnisse in

An die Antipoden.

Gute, einfache, herzliche Menschen.

Hier! schicke ich euch, ihr Lieben, ein Bild unsrer Halbkugel, nicht mit Apelles Pinsel gemahlt, sondern mit einer von ungesähr ergriffenen Kohle gezeichnet. Dagegen verlange ich von euch keinen Gewinn; nur etwa eine kleine Vergleichung unsrer mit eurer Einrichtung. Auf denn! wenn es bei euch eben so oder weniger ungereimt zugehet, als bei uns; so theilet mirs mit, da wir doch Eissen und denselben leimigen Erdball bewohnen. Kein Styl ist hier gebraucht, als der freie Styl; keine Autoren, als Augen, Ohren, Gefühl. Eissen Lobredner vors Buch zu stellen, hat mich die Schaam verhindert; mein Zeuge ist die Sonne, der ich die Botschaft zu euch anvertraut habe. Lebt wohl, und habt mit uns Mitleid. Geschrieben unter dem 70ten Grad Nordpols Höhe,



Machia-

M a c h i a v e l l.

A. Was verbrennest du da?

B. Ich bringe der Pietät ein Opfer.

A. Der Pietät ein Opfer in Flammen?

B. Vertilgt muß er werden, der pestilentias
lische Mensch.

A. Wer? Aristoteles?

B. Das Wort wäre Verbrennenswerth.

A. Sey es; nenne mir nur deinen Schuldigen.

B. Es ist jener Bube aus Florenz,

A. Machiavell? der arme Thor!

B. Er, aller argen Schälke Vater. Hätte
die Erde ihn nie getragen! hätte der Abgrund ihn
gleich in der Geburt verschlungen!

A. Hat ers denn so gar arg gemacht, der
Arme?

B. Warum aber nur arm, nur Thor?

A. Weil er nichts anders that, als die Maxims
men, die er in Verwaltung der Staaten bemerkte,

kurz

kurz die Staatsgeheimnisse bekannt machte. Das wagte er; freilich mit Aufopferung seines guten Namens, und zu Erbeutung eines allgemeinen Hasses.

B. Wie? Erfand er nicht selbst diese Bosheiten? rath er sie nicht an?

A. Er erfand sie nicht; er verrieth sie. Ein gar zu aufrichtiger Thor, der sich nicht schämte, herauszusagen, was andre nicht etwa nur denken, sondern woran sie glauben, wornach sie handeln.

B. Nur das hätte Machiavell gethan? und warum wird er denn so allgemein gehasset?

A. Das will ich dir sagen. Die Regenten hassen ihn, weil er ihre Künste entdeckt hat; die Rätthe hassen ihn: denn er greift ihnen ans Herz; die Dienenden knirschen thöricht zuerst, deshalb, weil sie alles Uebel, das sie dulden, aus Machiavells Hirn entsprossen glauben, nachher ärgern sie sich, ihr Elend durch ihn in ein so helles Licht gesetzt zu sehen.

B. Und so wäre Machiavell unschuldig?

G 2

A. Das

A. Das wirst du finden, wenn du acht giebst, wie die Welt ist, und lange vor Machiavell war. Die dem Recht vorstehen, sind oft die ungerechtesten; die der Religion vorstehen, häufig die Gottlosesten; die der Gelehrsamkeit vorstehen, oft die unerfahrensten; die über Geschäfte gesetzt sind, die trügsten; die die Humanität befördern sollen, die inhumansten —

B. Das ungefähr habe ich aus Machiavell gelernt.

A. Du kannst es aus der Welt selbst lernen, deren scharfsinniger Beobachter und treuester Nach erzähler er war.

B. So brenne er denn mit alle dem Uebel, das in ihm steht! —

A. Zu dem Brande würde dir Holz und Heerd fehlen. Ueberlaß Dem die Sache, der alle Bosheit der Welt kennet, daß er ihrer aufs weiseste spotte.

B. Und Machiavell lebe?

A. Er lebe, wenn auch nur als der offenbars te Zeuge menschlicher Schalkheit und Ränke.

Der

Der Kanzelredner.

A. Sie erfüllen also Ihr Versprechen?

B. Gern, wenn ich darf.

A. Ich versichere —

B. Werden Sie böse, so werden Sie's über sich, da Sie einen freien Menschen nöthigen.

A. Ich bitte, sagen Sie aufrichtig, was Sie an meiner Predigt vermißt haben.

B. Nur Eins, aber ein Hauptstück.

A. Doch nicht die Disposition?

B. Ich glaube, sie war nach den Regeln der Methode.

A. Die Aussprache?

B. Reden Sie, wie Gott Sie geschaffen hat und ahmen nur nicht nach.

A. Oder die Action?

B. Die ist mir gleichgültig, wenn sie nur bescheiden ist und nicht gesticuliret.

A. Meine Predigt war also zu lang?

B. Ist eine Predigt gut, so ist sie nie zu lang; eine schlechte ist's immer.

A. Oder habe ich nicht genug Sprüche angeführt?

B. Sie haben ja kein Spruchkästchen ausleeren wollen.

A. So sprach ich wohl zu langsam?

B. Ei, ein Lehrer muß lehren, nicht schwätzen.

A. Oder nicht laut genug?

B. Ich liebe die Stimme eines Menschen, nicht das Geschrei eines Esels.

A. Oder ich hätte subtiler unterscheiden sollen?

B. Sie waren ja da, Unwissende zu unterrichten, nicht mit Kezern zu disputiren.

A. So erklären Sie sich denn selbst.

B. Hören Sie. Mich dünkt, Sie haben viel, sehr viel Gutes gesagt, das aber durch Sie — nur durchfloß, wie durch eine Röhre.

A. So?

B. Wo

B. Wo denn auch manches den Geruch der Röhre an sich gezogen hatte, und darnach schmeckte.

A. Kein gutes Compliment.

B. Das beste, das ich zu machen weiß. Denn wenn Sie gute, wenn Sie die heilsamsten Lehren nur herauswerfen; und nichts davon in Ihrem Leben, in Ihren Sitten ausgedrückt zeigen, so daß Sie, wie ausser sich gesetzt, anders zu reden, anders zu denken scheinen; machen Sie uns am Ende nicht glauben, Ihre heiligen Worte seyn nur gewohnte, feierliche Worte, ohne alle innere Empfindung; so wie Poëten jetzt Leichen: jetzt Hochzeitgedichte machen, um die Gebühr. Sie haben z. B. viele Stellen der Schrift in Bereitschaft, deren keine aber Sie ermahnet, Sie lehrt, oder stärkt und tröstet; da doch sonst ein einziger Trostspruch aus dem Munde Gottes einen Kranken so erquicket, daß er zutrauend und fröhlich darauf einschläft.

A. Sie setzen mir hart zu.

B. Ist's nicht aber auch am Tage, daß die schlechtesten Menschen oft am besten predigen? und daß manche nichts anders können, als predigen? Ich wollte also nur Eins; daß Sie künftig nichts sagten, als was Sie durch Ihr Beispiel in der That ausdrückten, oder durch ernste Versuche in göttlichem Gehorsam bewährten.

A. Das ist hart.

B. Ungleich härter aber, sich vor Gott öffentlich in Worten und Werken zu widersprechen, und den Gottesdienst in ein leeres Wortgeplär zu verwandeln.

A. Allerdings wahr!

B. Und eben so wahr, glauben Sie mir, daß eine einfache, schlichte Predigt durchs Leben dargestellt und besiegelt, mehr werth ist, als tausend sinnreiche Declamationen.

Die

Die Sprüchwörter.

A. Ich kanns nicht loben, daß du ohne Eintheilung des Tages dich in den Studien so umherwälzest.

B. Verzeih. Ich konnte nie nach dem Glockenschlage weise seyn.

A. Die Natur selbst aber theilt ihre Geschäfte in Zeiten ein.

B. Bei jeder andern Arbeit magß angehn; nur Studien fodern eine ganze, nicht nach der Uhr abgetheilte Seele.

A. Das ist endlich auch kein Studium: Sprüchwörter lesen; es ist ein Spiel.

B. Und ich halte es für den Auszug menschlicher Weisheit und aller andern Arbeit.

A. Wah! Sprüchelchen des Volks, Altweiserfentenzen sollten Weisheit heißen!

B. Freund, auf mein Wort! Was in Müß und Arbeit, in Noth und Gefahr, durch Irrren

und Nachforschen das menschliche Geschlecht je bewährt gefunden, steht in diesem Büchelchen, so daß ichs fast Maximen und Axiomata des Erdballs nennen möchte.

A. Da bist du gewiß in eine falsche Diana verliebt.

B. Glaube mir, hier stehen Mercuriusssäulen, die die thörichte Jugend im ersten Hoffnungsvollen Lauf der Erfahrung vor Abwegen warnen.

A. Das soll die Philosophie thun.

B. Greise thaten es, die nach vielen Umschweifen endlich müde und matt in sich selbst zurückkehrten, und durch ein Bekenntniß ihres langen Irrthums uns hier in der Kürze rathen und belehren wollten.

A. Was könnte ein Chaos so vieler Sentenzen lehren?

B. Und ist die Welt nicht ein größeres Chaos? dem du dich also ohne Belehrung sicher anvertrauest? —

A. Man muß gerade zugehen zur Wahrheit.

B. Zur

B. Zur Wahrheit! zu ihr, die so oft hinter Wolken ist, als die Zeiten wechseln, als sich dein Alter ändert. Hast du bisher nie geirret?

A. Wenn auch. Aber die Wahrheit, die ich von fern sah, erreichte ich doch endlich.

B. Nimm dich in Acht, daß du Wahrheit und Einbildung nicht für Eins nimmest.

A. Pöbelsprüchwörter werden mich diesen Unterschied nicht lehren.

B. Du nennst Pöbel, was vielleicht eine Versammlung der Weisen war. Und dann, hat oft nicht auch ein Bauer geschaut geredet?

A. Die Philosophen indeß reden noch gescheuter.

B. Ich glaube keinen gebornen Philosophen; er bildete seine Weisheit aus dem Volkshausen.

A. Und ich halte geschriebene Weisheit für die sicherste Weisheit.

B. Ich

B. Ich wüßte nicht. Das aber weiß ich, daß Menschen, die wir für die Weisesten halten, die aller Wissenschaften Bücher aufblättern, daß diese ihre ganze Lebensweise, wie sie sie treiben oder andern vorschreiben, zuletzt doch nur nach Einem und dem andern Hausversuch gebildet haben.

Der

Der Zauderer.

A. Sehe ich dich noch immer wie ich dich sah, müßig und ohne Bestimmung; ein Niemand. Du bist in dem Alter, da man Gott und dem Staat dienen soll; auf! —

B. Ich möchte wohl; aber alle Dinge sind so schwer! so schwer, daß niemand es aussprechen mag.

A. So höre auch auf, ein Mensch zu seyn: denn des Menschen erstes Gesetz ist Arbeiten.

B. Aber die Arbeiten haben ihre Grade, ihre verschiedenen Gewichte. Indem ich diese nun untersuche, gegen einander abwäge und prüfe, vergeht die Zeit. —

A. Ei dann fort! was gefällt dir vor andern? die Theologie?

B. Sie hat zu viel Ernstes, zu viel Gefahr.

A. Die Jurisprudenz?

B. Ich verstehe mich nicht aufs Lügen.

A. Die

- A. Die Medicin?
- B. Dazu bin ich zu schamhaft.
- A. Die Philosophie doch?
- B. Ich fürchte mich vor der Verrückung.
- A. Die Mechanik?
- B. Sie hungert.
- A. Der Ackerbau?
- B. Dazu fehlen mir Kräfte.
- A. Die Jagd?
- B. Ein thierisches Leben.
- A. Fische zu fangen?
- B. Macht naß.
- A. Die Musik?
- B. Ist Comödiantenwerk.
- A. Die Chirurgie?
- B. Stinkt.
- A. Die Chemie?
- B. Raucht.
- A. Eine Fabrik?
- B. Stäubt.
- A. Die Mühle?
- B. Das

B. Das Klappern tödtete mich.

A. Die Küche?

B. Ist voll Ruß und Rauch.

A. So werde ein Gärtler, ein Weber, ein Schuster, ein Schneider.

B. Das ist dein Spaas.

A. Nun, was mißfällt dir denn am Pferde knecht;

B. Das Striegeln.

A. Am Kaufmann?

B. Daß sein Glück so wenig Bestand hat.

A. Am Schiffer?

B. Das wilde Meer.

A. Am Soldaten?

B. Er muß Blut vergießen.

A. So gefällt dir ganz und gar kein Baum, an den du dich aufhängen kannst?

B. Das ist eben, was ich sagte. Alles ist voll Eckel, Verdruß und Mühe. Laß mich bleiben, der ich bin.

A. So

A. So müßtest du aber auch kein Kind seyn: denn da machtest du dich unrein; kein Knabe; denn da bekamst du die Ruthe; kein Jüngling, da war dir auch warm. Mann wirst du nicht seyn wollen; da giebt's Haus-Sorgen. Unverheirathet kannst du nicht bleiben; da legt man dir Neze. Alt kannst du nicht werden; da kornen Ungemächlichkeiten.

B. Mich schauderts, so oft es mir in den Sinn kommt, daß nichts unter der Sonne sei, bei dem man Ruhe findet.

A. Bedenke, daß da Alles dir günstig ist, du allein gegen dich wütest und dir hart bist. Wenn du an jedem Dinge etwas auszufehen hast, siehest du nicht, daß deine unzufriedene Gemüthsart eine viel größere Ungestalt sei, als alle jene Fehler mit einander? Was hast du nöthig, dich um aller Menschen Arbeiten zu ängstigen und zu kümmern, da dir eine einzige gung seyn kann, die Zeit auszufüllen und (wenn du es nur glauben wollst

wolltest) selbst angenehm zu vertreiben: denn was dir jetzt elend scheint, wird dir in kurzem weniger verhaßt, endlich leicht werden.

B. Ich will sehen, wozu ich mich entschließen kann.

A. Wähle dir irgend eine gute Lebensart; angenehm wird sie dir werden durch Gewohnheit.

§

Wir.

 W i r.

A. Wie weit sind wir im Geschmack aus einander?

B. So?

A. Mich freuen neue Bücher; du suchst die alten aus ihrem Staube hervor.

B. Ich gestehe; bei den Alten finde ich viel Gelehrsamkeit, bei den Neuern viel Leerheit.

A. Es mag wahr seyn, daß die Neuern die Gelehrsamkeit der Alten plündern; sie tragen sie aber artiger vor, und bringen sie erweitert zu Markte.

B. Darinn nun eben ist unser Geschmack verschieden. Du liebst das Vorzeigen; ich das Nachspüren. Dies scheint mir edler, dem menschlichen Geist würdiger.

A. Was hast du jetzt vor;

B. Späße eines zu seiner Zeit nicht übeln Mannes.

A. Sage

A. Sage mir einiges aus deiner alten Welt.

B. Ich weiß nicht, ob es für dich ist; aber lache mit mir. Siehe hier zwei Etymologien: Herzog, sagt mein alter Autor, kommt von Herz und Og, (Auge) her, als ob Stärke und Klugheit in ihm vereinigt seyn sollten. Hoffart leitet er von Hof:Art ab, als ob die Hof:Art ihrer Natur nach Hoffart sei. —

B. Spielereien!

A. Ohne den Stachel, der darinn liegt, mögen sie es seyn; aber auch das gefiel mir, was mein Autor über das Wir in fürstlichen Rescripten sagt.

B. Ich dachte, das brächte der Fürsten höchste Würde und Hoheit mit, daß sie sich selbst anders, als wir einzelne Erdenköhne uns nennen.

A. Mein Autor giebt davon eine andre Ursache an; er hält nehmlich das fürstliche Wir für ein Zeichen der größten Demuth und Humanität. Denn sagt er, da die Fürsten wissen, daß

sie Menschen und für sich unfähig sind, eine so große Menge Menschen zu regieren: so wollen sie, daß nichts in ihrem alleinigen Namen beschlossen oder geordnet sei; sondern sagen Wir und befehlen, daß darüber Rath eingeholt worden, daß es nach vernommener einmüthiger Zustimmung verfügt werde. So oft du also liest: Wir, von Gottes Gnaden, mußt du dir das einstimmige Urtheil der klügsten, vorsichtigsten Rathgeber des Vaterlandes dabei denken; welches Wir denn allerdings viel dazu thut, den Unterthanen Zuversicht und Glauben an den Befehl ihres Fürsten zu geben und am Ende Gott die Ehre allein läßt.

A. Das gefällt mir nicht übel.

B. Er fügt noch das hinzu, daß es sich für uns nicht schicke, die Fürsten anders als mit Ich; selbst im Lateinischen, anzureden, damit es nicht ansähe, als ob wir den Sinn ihres Ausdrucks nicht begriffen, oder daran zweifelten.

A. Das mögen sich unsre Halblateiner, unsre gestren-

gestrengen Herrlichkeiten merken, denen das Wir so gern in den Mund kommt.

B. Uebrigens kummerts mich freilich nicht sehr, welchen Glauben mein Codex mit seiner Auslegung finde.

A. Wie aber, wenn heut zu Tage ein Fürst bloß für einen pompösen Ehrentitel hielte, was einst ein Zeichen der Demuth war, und sein: Wir wollen und befehlen hinschriebe, wo wider den Willen Gottes und den Rath der Seinigen er allein befiehlt?

B. Dann, sagt mein Autor, thue er der Humanität seiner Vorfahren, der Treue seiner Unterthanen, der menschlichen Verfassung und Gott selbst Schmach und Unrecht an, die er zeitig genug büßen werde.

Die Helden.

A. Begrüßet seyd mir, ihr Helden, die ihr um das menschliche Geschlecht euch aufs beste verdient gemacht!

B. Welch eine Andacht verrichtest du da?

A. Im Saale der Helden wandle ich hier, und beschaue mit ehrerbietiger Bewunderung das Antlitz derer, die unter den Menschen hoch hervortragen. —

B. Was für Gedanken aber hast du, wenn du diese Bilder der Tugenden ansiehst?

A. Ich merke mir die sonderbaren Züge, die die Natur in dem Gebäude anbrachte, in dem so edle Seelen würdig wohnen sollten.

B. Und mir fallen zuerst die Ungeheuer ein, mit denen sie als Helden beherzt und Mühevoll zu kämpfen hatten; sodann auch meistens der unwürdige Lohn, den sie zum Dank für ihre Verdienste davon trugen.

A. Siebt

A. Siebt es einen größeren Lohn für Arbeiten und Gefahren, als daß diejenigen, die sie bestanden, im Tempel des Gedächtnisses und Nachruhms für die Ewigkeit dastehn und jedes edle Gemüth zur Nachahmung auffodern? daß sie, wie in die Zahl der Götter aufgenommen, den Stusdien aller Welt Geseße geben?

B. Das, mein Freund, wars nicht, was jene edle Lichter suchten: denn im Gerücht der Menschen, in einem zweifelhaften Namenruhm fortzuleben, ist der Tugend das kleinste. Aber daß sie sich der menschlichen Irrthümer, die sie gewahr wurden, erbarmten, und mit edler Kühnheit dagegen Rettungsmittel suchten; daß wenn diese Mittel, statt mit Beifall aufgenommen zu werden, mit Schande verworfen wurden, diese Armen, nach langer Abmattung, betroffen und gereizt vom unheilbaren Uebel der Menschheit, ihre Bemühungen oft selbst verwünschen mußten, und unwillig die Erde verfluchen, das ist, was mir bei diesen Bildern einfällt.

A. So soll sich niemand denn, nach deiner Meinung, mit der Verbesserung menschlicher Dinge beschäftigen?

B. Jeder Edle und Gute soll es thun, nur unter der gewissen Erwartung einer bösen Nachrede, eines Märdewerdens aller Mühe und Arbeit, zuletzt der Undankbarkeit. Alle Verbesserer der Staaten, der Wissenschaften und Religionen haben dies erfahren.

A. So sei es genug, wenn man den Seinigen Gnüge gethan hat.

B. Auch dies ist nicht immer möglich. Entweder sind die Urtheile der Menschen so verschieden, oder der göttliche Rathschluß will es also, daß uns die Welt untreu seyn soll. Wer würde auch sonst glauben, daß die Frömmigkeit der Pharisäer Heuchelei, die Rathschläge der Herodianer Diebstäle des gemeinen Guts und die Sophistereien der Cyrenenser Barbarei seyn, wenn sie nicht eben der anschaulichsten Wahrheit so leidenschaftlich und unverschämt sich widersetzten.

A. Man

A. Man muß versuchen.

B. Gehe hin und versuche. Vertreibe, wie der edle Brahe, ungestalte eccentriche Kreise mit großen Kosten und sinnreichausgedachten Werkzeugen vom Himmel, damit du wie Er durch ungestalte barbarische Gewalt von Haab' und Gütern vertrieben werdest.

Simon schläfst du?

A. Wie wunderbar ist's, daß zur Zeit der größten Gefahr die meisten Menschen am sichersten sind!

B. So sollte man ihnen das Simon, schläfst du? beständig ins Ohr rufen.

A. Wer weiß nicht, daß Deutschlands Ansehen und Stärke durch die Uneinigkeit seiner Stände verächtlich werde? daß unser Vaterland an Gut und Bier verarme?

B. Simon, schläfst du?

A. Ist nicht die Religion zum Waarenhandel worden?

B. Simon, schläfst du?

A. Was ist der Richterstuhl, als eine Saat von Processen? Die Curie ein Labyrinth, der Hof ein geheimes Gemach?

B. Simon, schläfst du?

A. In

A. In den Schulen, was thut man häufiger, als Ziegenwolle scheren?

B. Simon, schläfst du?

A. Und die Gesetze sind Phantastereien eiteln Wahnes.

B. Simon, schläfst du?

A. Die Priester füttern sich. Und die Obrigkeit tanzt. Das Volk belacht, worüber es weinen; es beweint, worüber es lachen sollte.

B. Simon schläfst du?

A. Die Künstler gebähren Tand.

B. Simon, schläfst du?

A. Und die Jugend entehrt sich.

B. Simon, schläfst du?

A. Unglückliche Erde! wo die Sinnlichkeit Lehrerin, die Heuchelei Rath, Eitelkeit die Gesellin, Meinung der Schmeichler, die Sicherheit unsre Gefährtin, Bosheit unsre Dienerin ist.

B. Schläfst du, Simon? vermagst du nicht diese Stunde zu wachen?

A. Wie

A. Wie sollte wachen, dem der Bauch Gott, sein Wille Gesetz, Ehrsucht die Führerin, Verwegenheit Kunst, Gewohnheit die Regel, ein Dunst Lohn, Poffen Delicatessen, die Knechtschaft ein Ehrentitel, starre Trägheit das Ruhesitzen, das Ende Verdammniß ist?

B. Erwache, Simon, wenn du nicht im Todtenschlaf träumest.

A. Im Todtenschlase. Denn den so offen, baren Gott läugnen, eine feindliche Welt lieben, einen unförmlichen Zustand der Dinge loben, des so ungewissen und dennoch gewissen Todes vergessen, sich an dicker Finsterniß vergnügen und die unüberwundene Wahrheit abläugnen; einen sterblichen Ruhm anbeten, ein gegenwärtiges Unglück wegheucheln, und sich der schändlichsten Ketten rühmen; unser selbst in unsrer Brust stupide unwissend seyn — das ist nicht Todtenschlaf, es ist Erstarrung.

B. Er:

B. Erwache, wenn dein Ohr nicht Fels ist;
erwache dem Schall der Trommete; die dich zum
Licht, zum Tage, zur Unsterblichkeit rufet.

A. Vergebens ruffst du einer Zeit zu, in wels-
cher so viele schlafen, in welcher fast niemand
wacht.

Die

Die Waldenser.

A. Was, glaubst du, sei die Ursache, daß da alle Religionen auf Heiligkeit des Lebens und Frömmigkeit dringen, sie doch so selten diesen Zweck erreichen?

B. Vielleicht macht das die Verschiedenheit der Menschen; Ein Volk ist lenksamer, ein anderes wilder.

A. Die Ursache ist mir nicht zureichend, da offenbar ist, daß Menschen aus den verschiedensten Nationen, bei dem Bekenntniß Einer Religion, auch in Sitten und Bestrebungen sehr nahe zusammentreffen. Irre ich nicht, so bringt jede Religion ihre Lebensweise mit sich.

B. Bei Papisten und Widertäufern ist die Ursache offenbar: ihre Frömmigkeit ist ein Lohnsdiens.

A. So giebst du doch zu, daß in der Religion etwas

etwas seyn könne, das die Menschen zur Rechtschaffenheit leichter führe und reize?

B. Das ist offenbar.

A. Was glaubst du denn, das unsrer Religion fehle, die die Pietät so gewaltig anrath, und sie doch wenig oder gar nicht bewirkt?

B. Darf ich rathen, so möchte es seyn, weil Religion und Staat bei uns zu verschiedene, einander fremdartige Wesen sind; jedes derselben begünstigt gleichsam eine verschiedene Parthei, jedes hat seine verschiedene Lebensweise. Glauben wir den Geistlichen, so sollen wir beten; glauben wir den Vornehmen, so sollen wir lästern; dem Pöbel, so sollen wir blind seyn; wie wenn der Eine einen schwarzen, der Andre einen gestickten Rock, der Dritte gar einen Sack Standesmäßig trägt, und tragen müßte. Wenn wir also etwas Gott zu thun haben, so wird das ein Mischwerk, wovon nur die äußere Seite mit Religion geschmückt ist. Nimm ein einziges Exempel. Den Lästern gegen die Religion giebt man einen gelindern

Verz

Verweis; Diebe, die drei Pfennige gestohlen haben, henkt man; über Trunkenbolde scherzt man; und wer etwas frei über den Staat spricht, wird der Stadt verwiesen. Offenbar sieht man also, daß die Obrigkeit für Staat und Moral nicht gleiche Sorge trage, daß die Geistlichen keinen andern Eifer haben, als gewöhnlicher maassen zu predigen u. f. Die Obrigkeit gebraucht der Religion als eines Mittels, den Pöbel im Zaum zu halten; die Geistlichen, reich zu werden und hinaufzukommen —

A. Das hinderte indeß die Guten nicht; und es wundert mich nur, daß bei uns deren weniger und diese Wenigen viel ungelahrter sind, als anderswo, wo die ganze Secte sich durch Könnniß und Uebung der Rechtschaffenheit auszeichnet.

Ich will dir aus einem uralten Coder etwas von den Waldensern vorlesen. „Alle, (sagt der Pöpstler, der da schreibt,) alle, Männer und Weiber, Große und Kleine, lassen Tag und Nacht nicht ab, zu lernen und zu lehren. Der Handwerker

werker, der Tagüber arbeitet, lernt und lehret des Nachts; sie beten also auch wenig, weit sie studiren. Selbst die Schüler lehren ohne Bücher; auch in den Häusern der Ausfähigen lehren sie. Wer eine Woche gelernt hat, lehrt weiter, so daß ein Eisen das andere ziehet. Wer sich entschuldigt, daß er nicht lernen könne, dem sagen sie: „lerne täglich nur ein Wort, in Jahresfrist weißt du die Sprüche, und kommst weiter.“ Ich hörte von einem Rechtgläubigen, daß ein Ketzer, den ich kenne, Nachts in bösem Wetter durch den Fluß geschwommen sei, nur um ihn von unserm Glauben zu dem Seinigen zu verführen. Ders gleichen sah und hörte ich einen ungelehrten Bauer, der das ganze Buch Hiob von Wort zu Wort hersagte, und viele kenne ich, die das neue Testament auswendig wissen vom Anfange bis zum Ende. Sehen sie, daß jemand übel lebt, so sagen sie: „so lebten die Apostel nicht! so müssen auch wir nicht leben, die Nachfolger der Apostel.“

J

stel.“

stel., Dies erzählt mein päpstlicher Scribent,
den sonst ihr ärgster Feind ist.

A. Du hast mir fast Thränen ausgepreßt;
was sind wir dagegen beim hellen Lichte des
Evangeliums?

B. O daß wir Lehre und Leben verständen!
Nehmt, wenn jenen die Lehre, diesen sein Leben
verdammmt, wer wird so selig?

Lobrede auf Nero. *)

A. Endlich hat sich gar einer gefunden, der dem Nero eine Lobschrift schrieb. Abscheulich!

B. Der Autor hat bei mir große Gunst gefunden.

A. Wie? kanns Ihnen angenehm seyn, daß Ungeheuer der Erde, daß die Pest des menschlichen Geschlechts entschuldigt werde?

B. Wie die menschliche Natur ist, kann mir nichts so Ungereimtes und Ungeheures genannt werden, das nicht auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit veranlaßt, befohlen, endlich auch entschuldigt werden könnte; wenn Gott nicht drein siehet.

A. Was werden wir also von denen sagen, die auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit sich Schuldlos und löblich betrogen?

B. Wir wollen von ihnen sagen, daß sie etwas über Menschenkräfte durch eine besondere

J 2

Wohls.

*) Sie ist bekanntermaßen von Cardanus.

Wohlthat Gottes geleistet haben, der seine Barmherzigkeit der Welt erzeigen wollte, wenn unsre Erde wenigstens einen Athemzug der Erholung bedürfte. Denn da die Menschen mit so gar viel Irrthümern umfangen sind, daß diesermwegen ihnen immer unwohl seyn müßte: so träuft von Gottes Güte dann und wann ein milder Tropfe hinein, daß der Staub unsrer Erdendinge wenigstens zusammenhält.

A. Wer indessen wird einen Nero empfehlen?

B. Merken Sie: Nero ist in dieser Schrift nie entschuldigt; er ist nur mit denen zusammengestellt worden, die die Welt am anschuldigsten glaubt. Und es hat durch diese sinnreiche Vergleichung gezeigt werden sollen, daß nicht etwa der einzige Nero ein Tyrann gewesen, sondern daß vor und nach ihm, ja auch noch jetzt mehrere dergleichen Nero's leben, wenn einmal die Sache recht erwogen und mit freier Zunge geurtheilt werden darf. Das Herz der Menschen ist aller Bosheit fähig, sobald Zeit und Umstände diese

gestatten; kein Herz ist milde, als in dem Gott wohnet. Unser Christenthum scharft also einzig und vor allem Furcht und Ehrerbietung vor Gott, Gottes Anregung, Gottes Beistimmung ein, daß, wer andern vorgesezt ist, auf keine Weise nach seinem Gefallen, nach seiner Willkühr befehlen zu dürfen glaube, sondern seine Gesetze nach den Gesetzen des Himmels ordne. Ist diese Grundregel einmal verlohren, oder verderbt; sogleich entstehen Ungeheuer der Menschheit, Thaten, die den Erdball drücken und plagen. Da unser edle Schriftsteller nun zu seiner Zeit deren mehrere kannte und selbst erfahren hatte; so wollte er nicht, daß die Nachwelt durch eine schändliche Schmeichelei hinterganzen würde, als ob Die Götter, Heilande ihres Volks wären, die unter Menschen kaum den Namen wilder Thiere verdienen. Wen konnte er zu dem Ende schicklicher auf; und vorführen, als den Nero? ihn, aller Grausamkeit und Lüste Fürsten.

A. Wenn dem so ist, so bin ich dem Lobredner Nero's schon geneigter.

B. Warum sollten Sie es nicht seyn? da er nur zeigen wollte, daß „jeder Nero etwas von Trajan und jeder Trajan etwas von Nero an sich trage.“

Der

Der Bettler.

A. Guten Tag, Alter.

B. Gleichfalls. Ich wußte nie von einem schlimmen Tage.

A. Mein Gruß war: „gut Glück! daß es dir wohlgehe!,,

B. Ich war nie unglücklich. Es gieng mir nie übel.

A. Dabei erhalte dich Gott; erkläre dich aber deutlicher.

B. Sehr gerne. Du wünschtest mir einen guten Tag; kann aber wohl Ein Tag böse seyn, den Gott schiekt? In Frost und Hitze, in Hunger und Durst habe ich Den zu loben, dessen Wille hiemit geschieht. Ist nun der nicht glücklich, der mit Gott übereinstimmt, der von ihm, was es auch sei, annimmt, und nur von Ihm Alles erwartet?

Du wünschtest, daß mir es wohl gehe; es gehet mir wohl, da ich mir kein Wollen vorbehalten, als das von Gottes Willen abhängt.

A. Wie aber? wenn dich Gott verwürfe?

B. Er kann nicht; ich umfasse ihn mit den Armen demüthiger Liebe und hohen Glaubens. Mittelst ihrer bin ich mit Gott unauflöslich verbunden; wo Er ist, werde ich mit Ihm seyn. Mit Gott lieber in der niedrigsten Tiefe; als ohne ihn auf dem höchsten Gipfel.

A. Woher bist du?

B. Ich komme von Gott, lebe in ihm, und gehe zu Gott wieder.

A. Wo fandest du Gott?

B. Wo ich alles, was Geschöpf ist, verließ.

A. Wo wohnt Gott?

B. In einem reinen Herzen, in einem munterm Willen.

A. Wer bist du?

B. Ein König.

A. Wo ist dein Reich?

B. Mei-

B. Meine Seele ist's, deren Herrschaft mir von Gott dazu anvertrauet ward, daß weder ihre inneren, noch äußeren Sinnen umherschweifen.

A. Nach welchen Regeln regierst du?

B. Stillschweigen, Gebet, Geduld, Gehorsam, Uebung sind meine Staatsregeln.

A. Zu welchem Endzweck?

B. In nichts zu ruhen, was nicht das Höchste, was nicht Gott ist.

A. Und deine Krone?

B. Ist Ruhe der Seele.

A. Weh also denen, die uns durch ihre kleinliche Vorschriften zu nichts als zur Unruhe, zum Laufen und Rennen rufen, und uns dafür die Gipfel der Berge versprechen; indes sie selbst als niedrige Sklaven dem Staube dienen.

Die Staatsflugen.

A. Glückliches Zeitalter, das Unsere! in dem man aus so vielen der klügsten Schriftsteller, aus so viel zurückgelegten Jahrhunderten endlich die vollkommenste Staatsform bilden wird.

B. Das heißt, aus fremden Schaden Flug werden kann.

A. Gewiß. Wie hoch wird noch der menschliche Geist steigen!

B. So hoch, daß er, vom Schwindel ergriffen, traurig herabstürzt.

A. Wie? Sie sind unsrer geistvollen Zeit, unserm gelehrten Jahrhundert nicht günstig?

B. Günstig bis zum empfindlichsten Mitleid — in Manchem.

A. Sieht es ein großer Glück, als den allgemeinen Weltlauf betrachten, und daraus das seltenste, klügste, vollkommenste abnehmen zu können?

B. Und

B. Und ist's nicht schön, auf dem Markt altes Geräth kaufen zu wollen, um damit ein neues Haus zu zieren?

A. Gibt es etwas anständigeres, als nach dem Rath des gesammten Alterthums Kriegs- und Friedensgeschäfte im Staat einzurichten?

B. Und etwas Passenderes, als unsre kleine Buben in unsre große Stiefeln zu kleiden;

A. Ich sehe nicht, was Sie wollen.

B. Das will ich, daß die Zeiten sich ändern, daß alte und neue nicht in einander passen und Gott jeder Scene ihre Decoration und handelnde Personen giebt, die, nach seinem Zweck, sowohl in der Welt als Kirchengeschichte spielen; indes die Zuschauer entweder zerstreut sind, oder erwarten, und auf den Ausgang rathen. —

A. Staatsklugheit und Geschichte hätten also keinen Nutzen?

B. Keinen dem Herrn der Welt entgegen; beide sehr viel um Gottes Absichten und Wunderwege zu bemerken.

A. In-

A. Inzwischen bleiben die Staatsgeheimnisse doch immer jene verborgnen Räder, die dem, der in sie blickt, die ganze Bewegung der Maschine verrathen.

B. Vergessen Sie aber dabei nicht, daß das ganze Triebwerk einer höhern Hand untergeordnet sei, die Zeiten und Stunden darinn einrichtet. Ohne diesen Zweck sieht man die verborgenen Räder wie ein Knabe an, der sich über ihr Umdrehen freuet, und nichts davon zu nutzen weiß.

A. Ei, der Weise herrscht über die Gestirne, geschweige über kleine menschliche Triebwerke.

B. Der göttliche Weise, ja! der aus und mit Gott denket.

A. Auch scharfsinnige Politiker erreichen ihre Absichten.

B. Armseliges Erreichen, wenn Gott lächelnd drein sieht. Der eine Reihe Völker zu hintergehen versuchte, dem setzt sein Weib Hörner auf; der der Welt Gesetze geben wollte, hat vielleicht in seinem eignen Hause mit Knecht und Magd zu zanken, daß sie ihm gehorchen.

Die

Die Klöster.

A. Halt, Jäger!

B. Was begehren Sie?

A. Etwas neues?

B. Nichts neues, als das gewöhnliche „fein Geld!. böse Zeit!“

A. Und doch könnten wir keines Dinges so leicht entbehren, als des Geldes, wenn wir klug wären.

B. Wie? ist das Geld nicht nervus rerum?

A. Wir hätten sein leicht genug, wenn wir nicht selbst Nervenlos wären. Man klagt über Geldmangel und verthut, was man hat; und unternimmt mehr, als man kann. Wo geht die Reise hin, Freund?

B. Zu meinen Klosterbrüdern?

A. Wie? hat das Kloster noch Mönche?

B. Mönche nicht; aber Hunde, die wir da füttern.

A. Das

A. Das ziemte sich den nicht.

B. Eho! Sollten denn jene Schlafräzen, jene Bauchpaffen und Nezenjäger wieder einziehen, mit ihrer Theater-Messe?

A. Und da ihr sie vertriebt, kamen Hunde an die Stelle? Das Kloster ward der Jagd, dem Vogelfange gewidmet; und nicht einem bessern Gottesdienst, der Erziehung der Jugend, der Beihülfe des Armen?

B. Für dies alles ist anderswo reichlich gesorgt; den Ueberschuß des Erlangten wenden wir billig an Ergötzlichkeiten.

A. Glaubt ihr aber wohl, daß jene religiösen Stifter der Klöster oder die Gönner und Verehrer derselben je etwas zu Hofergötzlichkeiten, zu Hofgelagen haben widmen und vermachen wollen?

B. Wah! So sind Sie der Einzige, der nicht weiß, daß man damals Einsfältige hintergangen habe, und daß jetzt die Landesherren mit Recht fürückfordern; was damals ihren Unterthänen durch Betrug entrißen ward.

A. Ges

A. Gesezt, sie könnten das mit Recht. Was kommt denn nun aber an die Unterthanen zurück? Was geht den Nachkommen jener einsältigen Stifter zu gut, wenn dies alles wieder in fremde Hand kommt, und von diesen Fremden verthan, gar aus dem Vaterlande geschafft wird? indeß sie, die Nachkommen der Stifter und Erbläßer darben, die Armen des Kloster-Altmosens entbehren müssen, und man an die Jugend, die um jene verfallene Wüste Trümmer unerzogen umherläuft, gar nicht denkt. Was der Religion geweiht war, wird irreligiös verzehret. Wahrlich daraus kann nichts folgen als Unsegen, der Unterthanen Armut und jener Vorwurf der Gegner, daß wir das Kirchengut schändlich mißbrauchen; ein Vorwurf, dem wir nichts entgegen setzen mögen, als Worte oder gegenseitige Admiration, wodurch wir aber den Mißbrauch mehr hinwegspotten, als wir belegen. Widerlegt würde er nur durch eine heilige und religiöse Verwaltung heiliger und religiöser Vermächtnisse und Güter.

• B.

B. So

B. So lang' unsre Geistliche nicht darben, der Religion und den Wissenschaften nichts abgeht, und die Bettler Dach finden, was braucht es weiserer Untersuchung, wohin das Andre verwandt wird?

A. Wenn aber in so Manchem Kirche, Arme, Schulen und die Menschheit selbst leidet; wenn diese dessen wirklich bedürfen, was ihr ist, und was du hier den Hunden vorwirfst, andre den Säuen und Kälbern vorsehen, den Priestern der Göttinn Volupia, Stimula, Rumina, Edulia, Notina, Bellona, die es in ihre Kehle schlucken, in den Bauch stopfen. —

B. Mein Amt ist's nicht, die Evangelischen zu lehren, wie sie den Papisten Rechnung ablegen sollen.

A. Was das betrifft, würden manche Falsche Evangelische kurz und gut antworten, was jenem Pabst in den Mund gelegt wird: „die Fabel des Evangelium's ist uns sehr einträglich gewesen.“

Gute Menschen.

A. Narren füllen die Welt.

B. Ein stolzes Wort! Es schmeckt nach einem stolzen Philosophen.

A. Kannst du es läugnen?

B. Gemüthlicher würde ich mit Plato sagen: „sehr gute und äußerst schlechte Menschen giebt wenig; die meisten sind von der Mittelgattung.“

A. Warum denn stürzt das Volk immer zur Thorheit hin? und stellt die größte Thorheit gemeintlich mit dem zahlreichsten Beifall vest?

B. Weil es böse Lehrer und Führer hat, die durch ihre geschwätzige List seines einfältigen Leichtglaubens, seiner offenherzigen Bereitwilligkeit mißbrauchen.

A. Da irrst du dich. Könnte man sie führen wohin man wollte, so würden sie gewiß auch häufiger zu Tugenden und zur Frömmigkeit geführt werden, so oft ihnen gute Lehrer werden.

R

B. Was

B. Was alles man vom Volk schlagen kann, mein Freund, das, dünkt mich, kannst du sehen, wenn du den Luxus der Höfe, den Schmuck der Kirchen, die Masse unsrer Akademien, die Arbeiten unsrer Feldlager, die Regeln der Orden, insonderheit aber die häufigen Abgaben und Plackereien betrachtest, mit denen man es schert und schindet.

Ueberdas ist das Volk nicht sogar unweise, daß es nicht das Bessere einsehen sollte, wenn dies Bessere ihm nur gezeigt und an die Stelle des Schlechtern gesetzt wird.

A. Als wenn du nicht wüßtest, mit welcher Mühe, mit welchen Bitten das alles vom Volk errungen sei!

B. Mit Mühe? mit Bitten? Durch eine geschminkte Beredsamkeit, durch eine verstellte Heiligkeit, endlich durch vorgemahlte Gewalt, oder durch heuchlerische Tyrannei. Glaube mir, es gehört nicht viel dazu, dem armen Volk Schweiß und Blut abzubetteln, wenn man nur was

was Honnettes vergiebt. So gutherzig sind die Menschen!

A. Es scheint, du kennst ihre Härte und Raueigkeit nicht.

B. Ich sehe nur auf die gegenwärtigsten Exempel. Was hat die Wiedertäufer so schnell und bald, biegsamer, in der Religion erfahrener, im Leben sittlicher gemacht, als eine bessere politische Einrichtung?

A. Ja, eine schwärmerische Religion kann das.

B. Und unsere wahrere Religion sollte es nicht können? sollte nicht soviel vermögen, daß Trunksucht, Lasterungen, Raub, Zank, Prozesse, Duelle verhindert oder gemindert würden?

A. Nun, diese wiedertäuferische Heiligkeit habe sich wohl!

B. Gehabt sich denn auch wohl Jedes unsrer schrecklichen Laster, mit denen wir alle bedeckt sind vom Kleinsten bis zum Größten, vom Profanen bis zum Religiösen. Denn würden wir dies

fen Lastern nicht mit so viel Gemächlichkeit nachsehen, indeß wir die Pfennige des Volks fleißig einsammeln und verzehren; es würde uns an Mitteln, unsre Verfassung und Kirche zu bessern nicht fehlen; da anjetzt jeder, der den Namen Andacht nur nennet oder am Staat etwas auszufehen wäget, flugs Wiedertäufer oder Keker heißt. So freigebig sind unsre Lehrer in Namen!

A. So wirst du auch wohl das Papstthum uns wieder zuführen wollen und eine Schätzung der Sünden?

B. Lieber das Christenthum, und eine Flucht schändlicher Laster.

A. Wenn nur Das Christenthum seyn soll, so kenne ich kaum Christen.

B. Dann muß man sie anderswo suchen. Mir scheint Christi Reich nicht so enge, daß es innerhalb unsrer Lizenz zu sündigen seine Grenzen finden müßte.

Die

Die Fabeln

A. Oft pflege ich mit den Geschichtschreibern zu zürnen, daß sie die fabelhaftesten Dinge wie wahre erzählen, gleich als ob die Nachwelt gar kein Urtheil haben würde.

B. So groß manchmal ihre Schuld seyn mag, so glaube ich doch, daß wir vieles für Fabel halten, das ehedem die strengste Wahrheit war. Denn wer nur etwas genau erwägt, wie dunkel manche Zeiten, wie Sittenlos und grausam andere waren, und solche sodann mit glücklichern Jahrhunderten vergleicht, der kann beinahe nicht genug erstaunen.

A. Wer indessen wird glauben, daß die Verunft des ganzen menschlichen Geschlechts irgend je so ganz und gar auf Abwege habe gerathen können, daß die Wahrheit nirgend zu finden gewesen wäre, daß allenthalben die ungereimtesten Meinungen ihren Platz einnahmen und man sich

unter der schändlichsten Herrschaft der Irrthümer beruhigt fand.

B. Darüber siehe nur das Papstthum an. Auf welche Possen und Ungereimtheiten war es gegründet, und demohngeachtet stieg es zu einer Größe, zu einer so hohen fast unüberwindlichen Macht, daß es auch jetzt noch, nachdem es gnugsam beleuchtet worden, zu Schaden und an sich zu ziehen nicht nachläßt.

A. Was eine Religion, auch eine falsche, für Macht habe, das haben mich Numä, Mahomed, und andre gelehrt; dessen aber soll mich niemand überreden, daß auch in jenen Zeiten gar niemand gewesen wäre, der sich diesen Betrügern entgegengestellt, und ihre falschen Ränke bergestalt entdeckt hätte, daß die Gescheuteren wenigstens sich nicht betrügen lassen konnten. Davon schweigen indeß die Geschichtschreiber, als ob sie gedungen wären, nur Falsches auf die Nachwelt zu bringen, und die Einfältigen mit dem Wahne des Alterthums zu benebeln.

B. Du

B. Du weißt, wenn du das von allen glaubest. Denn, mögen einige solche Fortpflanzer des Irrthums gewesen seyn: so ist doch allenthalben die unendliche Schwachheit der menschlichen Natur so sichtbar, daß viele von ihnen sie nicht nur nicht verheelt, sondern offenbar gezeigt haben. Dies könnte uns zur Sicherheit gnug seyn, wenn wir nicht weit begieriger auf Abfarditäten, als auf Vernunft wären.

A. Dürfen wir denn nicht hoffen, daß wir alle einmal, wie in das Schloß der Wahrheit versamlet, einmüthig nur das erwählen, was überall das beste, und verwerfen, was hier, dort und da ungereimt und eine Mißgeburt ist?

B. Das wollen wir Gott-überlassen. Mir scheint jedes Zeitalter an seinen Lastern und Irrthümern krank zu liegen, die dann freilich dem folgenden Zeitalter ungereimt scheinen; indessen wird die Albernheit nie aus der Welt geschafft, sondern nur verändert.

A. O der menschlichen Uegehauen, von denen die Geschichtsbücher voll sind!

B. Ich für mein Theil, so oft ich in eine Bibliothek trete, kann ich mein Lachen und meine Verwunderung kaum halten, wenn ich so viele Gestalten und Schemata von Missgeburten wahrnehme.

A. Wie? wenn nun jemand die Geschichte und Acta der ganzen Erde besäße?

B. Ach schweige! Unser einziges, jehiges Jahrhundert thut Dinge, die keine Nachwelt glauben oder begreifen wird.

Die

Die Reformation.

A. Freuen sie sich, mein Freund.

B. Ich habe verlernt mich zu freuen.

A. Dies ist aber eine achte Freude.

B. Auch sie wird mich nicht freuen.

A. Ihr Wunsch, der Wunsch aller Guten, ist vor der Thür.

B. Ich wollte, daß er schon hinein wäre. Manche Labung entschlüpft uns zwischen dem Becher und dem Munde.

A. Wissen Sie, die Reformation hat einen Tag angefangen, da sie alle unsre Sachen in Richtigkeit bringen will.

B. Ach, der matten Hoffnung, und der gewisseren Furcht!

A. Welcher Furcht?

B. Furcht eines Scherzes, den man nach einem herben, bitterm Hohngelächter auf unsre Klagen mit uns treibet.

A. Sie sind zu argwöhnisch. : : :

B. Wah! Weißt du nicht, mein Freund, daß solche Versprechungen von Reformation, von Abstellung der Mißbräuche das wirksamste Blendwerk zu neuen Erpressungen sind? ein Blendwerk, womit man einfältige Gemüther von einem gerechten Unwillen hinwegtäuscht, und sie zu einer neuen köstlichen Gebuld heimschickt.

A. Ei doch! Menschen mit sehenden Augen, die auf eine Verbesserung der Dinge drängen, lassen sich nicht so betrügen.

B. Sehr leicht; wenn es nur mit Pomp, mit einem tragischen Apparat, mit großem Geräusch, und hochtrabenden Worten geschieht. Denn das ist die Krankheit des gemeinen Mannes, daß er mehr den Ohren als den Augen glaubt.

A. Er wird sich doch nicht eher beruhigen, bis das worauf er dringt, vor seinen Augen geschieht.

B. O du Einfältiger! als ob man nicht eine Kleinigkeit ändern, hie und da etwas umrücken, und zugleich eine allgemeine Reformation versprechen

chen

chen könnte? Schaffe diesen oder jenen kleinen Un-
fug ab, und du hast genug gethan; du hast, vor der
Hand wenigstens, dir das ungestüme Dringen auf
eine Reformation vom Halse gewiesen. So leicht
ist's, Müsse vorzustreuen und damit den grossen Hand-
fen für sich zu haben.

A. Ich weis nicht, welche ausnehmende Hoff-
nung mit dabel in den Britanen fällt: denn Sie er-
innern mich an Exempel —

B. Laß uns, mein Freund, die Welt wie sie
ist, tragen, und auf ihre Verbesserung nie hoffen!
denn nie ist sie ärger, als wenn sie Aenderung und
Verbesserung heuchelt. Wenn jemand mit großem
Geräusch eine Wiedergeburt und Erneuerung der
Dinge ankündigt: so wollen wir lachen und denken,
daß die Welt Erden-Natur habe. Je mehr Licht
umher, desto mehr ist sie im Dunkeln.

A. Lebe also wohl, Reformation!

B. Lebe wohl; auf dieser Erde werden wir
dich nitimmer sehen.

Der

D e r T o d.

A. Wenn auch die Armuth etwas Gutes hätte, so reicht dies Gute doch nicht an ihr Elend beim letzten Verlassen.

B. Was nennen Sie das letzte Verlassen?

A. Wenn im Kampf zwischen Tod und Leben niemand dem Armen beisteht, der ihn ermuntere, erquickte, der seiner scheidenden Seele Lebe wohl! sage.

B. Wah! Keiner hat bessern Beistand im Tode als die Armuth.

A. Das sprechen Sie im Scherz.

B. Auch im Ernst, wenn Sie mich treiben. Denn was verlangt unser Tod mehr, als Leere um uns her, die Entfernung jedes weinerlichen Apparats. Sprechen Sie, indessen zuerst für den Tod der Reichen.

A. Ich sage, wie sich die Sache verhält. Ihre Krankheit wird durch Arzneien gelindert, ihr

ihre Gemüth durch Gespräche erleichtert. Eine theilnehmende Familie bürgt dem Kranken seinen guten Namen, wohlwollende Prediger die Seligkeit, ein geliebtes Weib seine Grabschrift, prächtige Werke sein Andenken nach dem Tode. Der Fleiß der Aerzte thut der Natur selbst Gewalt an, fromme Vermächtnisse sichern ihm den obersten Platz im Himmel —

B. Der Arme dagegen bricht durch seine harte gute Natur die Krankheit; sein Gemüth sammlet er durch kunstlose Andacht. Er streut sich, befreiet zu werden, fühlt seinen Erlöser im Voraus: Zeuge seiner Unschuld ist sein Gewissen; er gehorcht der Natur und eilt, den Reichen dort zu verklagen.

A. Der Reiche hört verschiedene Trostsprüche aus Gottes Wort.

B. Der Arme hat sie in sich und glaubt sie.

A. Der Reiche wird an seine Sünden erinnert.

B. Der

B. Der Arme ist ihrer sich bewußt mit Schmerzen.

A. Der Reiche zieret die Kirche aus.

B. Der Arme ist Gottes Heiligthum selbst.

A. Der Reiche ruhet unter einem Marmor.

B. Der Arme in seiner Mutter Schoos.

A. Der Reiche geht in der Umarmung seiner Freunde von hinnen.

B. In Armen der Engel fliegt der Dürstige empor. Doch wozu die beschwerlichen Gegenstände weiter? Daß nichts untreuer als der Reichthum, nichts getreuer als die Armuth sei, wird im Tode des Menschen am sichtbarsten. Er ist der Punkt, in welchem uns übel:erworbene Güter quälen, viele gehabte Mühe uns ekelt und verdrießt. Die thörichte Unruhe unsres Lebens beschämt uns: denn vergebens rufen wir jetzt alle jene Hülfe an, auf welche wir uns bisher verließen: jenen Himmel, der vor allen andern auf uns herabsah, glänzige Sterne, eine Erde, die uns diente, Wissenschaften, in denen unser Stolz empor flog, Reichthümer,

mor, die wir nach unserm Willen gebrauchten, Freunde, die unsrer Lust gehorchten, eine Keßgrön, mit der wir unsre Freiheit zu sündigen deckten, unsern Ruhm, ach den schändlichen Schmeichler! die Philosophie, eine papierne Stärke, die ganze Natur endlich, die, einzig auf uns erpicht und auf unsre Gunst stolz, unsern Abgang durchaus nicht leiden konnte. Wer sollte nicht lachen, daß wir alsdenn so lächerlich daliegen, wenn wir zum großen Uebel der Welt, zum unermesslichen Schaden der Erde dennoch sterben müssen, und alle unsre Gaben, unsre Vorzüge, die, wie wir glauben, jeder Rechtschaffene dem Grabe beneidet, mit uns ins Grab wandern. Wer wollte dagegen nicht dem Armen Glück wünschen, der sich der Erde als der, des er ist, entziehet; eine Handvoll Erde, aber dem Himmel ein hoher Gast; der Eitelkeit und Ungerechtigkeit hienieden ein Zeuge, aber ein Erbe des ewigen Reichs, sich rühmend der Gemeinschaft mit Christo, die er schon hier anfing.

X. Wenn

A. Wenn Sie so fortfahren, überreden Sie mich
 fast zur Armuth: doch, wenn Sie die Armen
 D. Sie ist ein zu großes Geschick, als das
 es Ihnen werden sollte. Sie thun, was Sie so
 gern thun, beim Bette der Reichen sitzen, und mis-
 ter dem Geruch der Arzneyen, dem dunstigen
 Schimmer der Lichter, den Versuchen der Ärzte,
 dem Zuschrei der Geistlichen, dem Hin- und Her-
 kaufen der Familie, dem Heulen der Anverwand-
 ten, dem In:Ohnmacht:fallen der Gemählin und
 den Tröstungen an sie von ihren Tröstern, die
 hinabfahrende Seele des Todten gesegnen.

Er-

E r m u n t e r u n g .

A. So oft mir jene guten Männer in die Gedanken kommen, die unter des Papstes Tyrannei mit der emporstrebenden Wahrheit zugleich erstickt wurden, so oft erzürnt meine ganze Seele über die Welt, die keiner Besserung fähig ist.

B. Und doch ist ja im vorigen Jahrhunderte fast die ganze Welt aus dem Schlafe erwacht und zum Lichte der Religion, der Künste, der politischen Cultur zurückgekehret.

A. Man mußte ihr stark genug zurufen, man mußte sie schelten, sie überzeugen! —

B. Ich glaube nicht, daß es damals mit mehr Anstrengung geschehen sei, als vorher; sondern daß alles seine Zeit habe.

A. Die Wahrheit war aber immer dieselbe, Vernunft und Evidenz immer dieselbe. Auch die Menschen hatte ich in verschiedenen Zeiten nicht so verschieden von einander. Warum erlangten denn

Jene gegen das Römische Joch, nicht eben das, was die Zeiten vor uns erlangten?

B. Zuerst mußt du bedenken, daß eine neue Sorge um Freiheit oder Wahrheit nicht schnell auf einmal erdacht werde; lange schleicht sie im Gemüth der Menschen umher, und wagt sodann durch ein geheimes Murren, durch laute und lautere Klagen einen Ausflug. Endlich läßt sie sich durch einige kühnere, drohende Worte hören.

A. Ferner.

B. Tritt nun kein gewaltsames Unrecht, keine augenscheinliche Nothwendigkeit dazu; ist keine Hoffnung eines fröhlichen, leichteren Versuchs im Anblicke; wisse, da sinkt in menschlicher Weichheit und Fahrlässigkeit auch das Beste wiederum zu Boden.

A. Traurig!

B. Es sei denn, daß ein edler, zugleich sinnreicher Geist aufstehe! Eine wunderbare Hoffnung ruft sodann auch die Schweigenden auf; und um

so

so leichter führt sie die Käscheren zu einem lauten Bekenntniß.

A. Es ist zu glauben.

B. Und so scheint das, was lange der Wunsch vieler war, jetzt die Ueberredung eines Einzigen.

A. Dem stimme ich bei.

B. Nachher wenn die Parthei zu größerer Stärke heranwächst, treibt sie mit größerer Zuversicht das Ihrige, lehnt sich gegen das Fremde auf; die ersten gemäßigten Rathschläge, das erste vorsichtige Institut geht gemeiniglich unter —

A. Nun?

B. Endlich wächst sie zu solcher Größe, daß sie ihrem Urheber selbst zur Last und zur Furcht wird.

A. Offenbar.

B. Nun wirst du urtheilen können, warum auf den ersten Zuruf Luthers die Deutschen so munter und zahlreich aufstanden. Ueberdrüssig waren sie des Römischen Joches, der Römischen Treulosigkeit viel mehr, als der verfinsterten Reli-

gion; drohend standen sie also gegen den Papst auf. Noch aber dachten sie nicht an einen Abfall von ihm, bis sie, durch größere Beleidigungen gereizt, ihre Ketten zuerst mit Zunge und Feder, sodann auch schnell mit den Händen zerbrachen. Endlich als der Haß gegen die Römer mehrere Häupter emporstreckte, empfing auch die Kirche neue Wunden. Neue Klagen wurden veranlaßt, denen vielleicht niemand abhelfen kann, als Christus —

A. So wollen wir Christum bitten, daß Er, der so oft Helden erweckt hat, durch die die christliche Welt gleichsam neu erschaffen ward, der Kirche ihren vielleicht letzten Arzt nicht versage.

B. Wünschen, hoffen, erwarten dürfen wir; vergiß aber nicht, daß nur Vieler Wünsche und Seufzer so etwas zuwege bringen können und daß diese die unter einem ausgezeichneten Urheber bestimmte Zeit allmählich selbst herbeiführen.

IV.

Andenken

an

einige ältere Deutsche Dichter.

B r i e f e.

Wenn bei einer Nation das Andenken ihrer alten Dichter verschollen und verklungen ist: so ist's wohl bei der Deutschen; die Ursachen davon mag ich nicht herzfählen. Um so angenehmer ist mirs, daß Sie mich daran erinnern, und indem Sie eine Nachricht der Merkwürdigkeiten begehren, die mir auf diesem Wege vorgekommen seyn möchten, mich selbst zurück unter die Trümmer führen, die mir in früheren Jahren manche lehrreiche Stunde gewährten. Eins muß ich vor allem sagen: zu einer Geschichte der Deutschen Dichtkunst habe ich nie gesammelt; es hat mir dazu jederzeit entweder an Gelegenheit, oder an Muße und Geduld gefehlet. Ich gebe Ihnen also nichts als Stückwerk, sofern ich darauf traf, oder sofern es auf mich Eindruck machte; und empfehle Ihnen dabei nebst manchen Verzeichnissen und Entwürfen

zur Geschichte Deutscher Dichter, die Ihnen bekannt sind, ein unlängst angefangenes Magazin dieser Gattung, dem ich einen guten Fortgang wünsche. 1) Zween Männer wollen hier ausführen, was so viele deutsche Gesellschaften nicht ausgeführt haben; das Glück hat ihnen geschickte Mitarbeiter zugeführt, deren ich ihnen noch mehrere wünsche. Ich werde mich also durchhin sowohl auf diese Schrift, als auf ältere Sammlungen beziehen, und Ihnen gleichsam nur Winke meiner Erinnerung geben; ein Mehreres verlangen Sie auch nicht.

Daß unsre alten Barden untergegangen sind, ist bekannt; ohne Spur sind sie hinweg. Dürfen wir indeß aus den ältesten Versuchen, die Deutsche Sprache Vers- oder Reimbar zu machen, (die uns aus der christlichen Zeitrechnung übrig sind,) auf das, was vor ihnen war, und ihnen doch

1) Bragur, ein literarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit. Herausgegeben von Böckh und Gräter. Bisher 2 Bände, Leipz. 91. 92.

doch hie und da, dann und wann zum Muster dienen mußte, schließen, so hatte die Poesie unsrer Vorden mit der Poesie der Skalden Aehnlichkeit, wenigstens im Ton und Gange der kurzen Verse, die Otfried und seine Nachfolger sich gewiß nicht erfunden haben. Wenn dieser z. B. anfängt: 2)

Ludwig, der schnelle,
 der Weisheitvolle,
 der Ostreich richtet all,
 wie der Franken König soll;

Dem sei immer Heil,
 und Seligkeit gemein; (gemeine Wohlfahrt)
 Gott höh' ihm das Gut,
 erfreu' ihm den Muth.

Denn er ist edler Franke,
 Weiser Gedanken,
 Weiser Reden,
 thut alles mit Ebne. (mit Gleichmuth.)

§ 5

In

*) Schilter, thesaur. antiquitat. Teutonicar. T. I. P. 3.

In selts-selbst Brust
Ist Herz viel vest,
mannichfalte Gäte;
drum ist er den Söhnen gemuthe (angenehm.)

Feiner Gedanken
ist derselbe Franke;
so ist derselbe Edeling
der heißet Ludwig. — —

Oder wenn das Siegeslied über die Normänner
anhebt: 3)

Einen König weiß ich,
heißet Herr Ludwig,
(der gern Gott dienet,
weil ers ihm lohnet. — —

so fallen Ihnen nothwendig die alten Skaldengesänge ein, die wir in der Nordischen Sprache noch haben. Ungleich dichterischer sind diese; (ohne Zweifel sind unsre alten Vardenlieder auch dichterischer gewesen, als die christliche Mönchs-
ver:

3) Schiller, T. II.

versuche es seyn konnten;) der Nachklang jenes tönt aber in diesen noch wieder. Auch im Lobgesange auf den heiligen Anno, der von späterer Zeit ist, kommen diese kleinen Verse Altdescher Kraft und Kürze wieder, sobald sich die Rede be-
lebet: 4).

O wie die Waffen klingen,
da die Röße zusammen sprungen,
Heerhörner tönten,
Blutbäche strömten u. f.

daß man also diese Versart, die mit den einsylbigen Wurzeln der deutschen Sprache, und dem einsylbigen, biedern Charakter der Nation, ohne Zweifel auch mit ihrem Gesange, ihren Sitten und Gebräuden zusammenzustimmen scheint, für den ächten Nachhall des uralten Deutschen Barbars halten könnte. Die längeren, ich möchte sagen, ruhigeren Sylbenmaasse scheinen viel später in die Sprache gekommen zu seyn, theils durch die Cultur derselben mit dem Fortgange der Sitten,

*) Schiller T. 1. das letzte Stück des Bandes.

ten, insonderheit aber aus fremden, der lateinischen und Provenzalsprache, wie wir bei den Dichtern des schwäbischen Zeitalters sehen werden. Keine Reime also und eine Scansion nach unsrer Weise in diesen uralten Gedichten suchen zu wollen, wäre ganz auffer Stelle und Ort, da wir Einerseits die damalige Aussprache vieler dem Otfried noch fast unschreibbaren Worte nicht wissen, Andererseits die Poesie der Nordländer, den Skaldengesängen zu Folge, auf einem freieren Wege der Assonanz, des Zusammentreffens der Töne einen rauhen Wohlklang suchte. Damit schliesse ich die Mühe nicht aus, die der Mönch Otfried seinem eigenen Geständniß nach sich gegeben, mit Griechen und Römern im Sylbenmaas zu wetteifern. Er redet darüber weitläufig und mit ängstlichem Zwange; seine Arbeit selbst aber zeigt, wie weit er darin gekommen und was er geleistet.

So viel von den Süßen dieser uralten Versuche; lassen sie uns auch von ihrem Körper und Geist reden.

Die

Die Sprache der Deutschen, wie wir sie in Otfried und seinen Nachfolgern finden, hat trotz ihrer noch undisciplinirten Härte, die zum Theil von den unversuchten Händen zeigt, die sie bearbeiteten, eine Macht, Fülle und Biegsamkeit, daß wir sie in Manchem beneiden möchten. Viele von Notkers 5) Psalmen sind selbst in der Prose Poesie; und über Otfried wünschte ich eine verständige Grammatik zu dem Glossarium, das der fleißige Schilter gesammelt. 6) Flexionen hatte die Sprache damals, wie sie der uns sterbliche König Friedrich für sein Ohr wünschen mochte; 7) und es ist überhaupt zu bedauern, daß die Oberdeutsche Sprache, insonderheit seit der Reformation, aus Büchern so weit verdrängt worden.

Was den Geist betrifft, müssen Sie zwar in Mönchen, die zum Wohl der Seele schrieben, zumal in Otfried, der eine Harmonie der Evans

5) Schilter, T. I.

6) T. III. Antiq. Teutonic.

7) In seiner bekannten Schrift sur la litteratur Allemande.

ges

gelisten ins Metrum einer ihm ungeläufigen Sprache zusammen zwang, keinen Poetischen Genius suchen; was aber bei ihm Deutschen Geist, Begriffe von seiner Sprache, seinem Lande, seiner Nation charakterisiret, ist sehr merkwürdig. Die Sprache seiner Deutschen lobt er um des Volkes willen:

Sey's nie so gesungen,
mit Regeln bezwungen;
sie hat doch die Rechte,
in schöner Schlichte. (Einfachheit.)

Eil du ihr zu Noth,
daß schön es gelaut';
sie sind gesungen
in edler Zungen.

Seine Deutschen (Franken) setzt er Römern und Griechen nicht nach:

Sie eignen ihnen zu Mühe
so gleiche Wiße;

in Feld und in Wald
sind sie ihnen gleich bald. (rühn.)

Reich zur Gnüge,
und auch so fühne,
zu Waffen schnelle,
so sind die Degen alle.

Er rühmt ihr Land, daß es Erz und Kupferreich
auch bei dem Mann eisene Stein, auch Silber
bringe, und daß man Gold in seinem Sande les-
se. Von der Nation sagt er:

Sie sind sehr muthig,
zu vielem Guten,
zu vielem Nutzen;
das ist ihr Witz.

Sie sind sehr fertig,
sich Feindes zu retten,
Man darfs an sie beginnen,
so haben sie überwunden.

Rein

Kein Volk hat sich entführet,
 das je ihr Land berühret,
 wo sie nicht aus Güte ihnen
 in Nöthen dienen.

Unter den Menschen, allen
 ihnen alle zufallen.
 Kein Volk ist, das beginne
 und wieder sie ringe.

Das haben sie gemeinet,
 in Waffen erzeiget;
 sie lehrten mit Schwerten
 und nicht mit Worten.

Kein Volk ist, das trachte
 mit ihnen zu fechten,
 Nicht Meder und Perser,
 noch Nubier —

Er vergleicht sie mit den tapfern Macedoniern,
 und findet,
 daß im Erdringe,
 es keiner beginne,

iii. 2

und

und nirgend ein Volk ist,
das ihnen gebiete. —

Und schreibe dies alles ihrer Schnelle und Klug-
heit zu —

den Weisen und Kühnen,
die ihnen eignen zu Gnüge.

Wenn er hiebei auf seinen König Ludwig
kommt, so äußert er sich mit der ganzen Innig-
keit, Treue und Güte, die die Deutsche Nation
ihren Fürsten von jeher erzeigt hat. Ich habe
den Anfang des Gedichts angeführt, und mag
ihm bei Ottfried nicht folgen. Dagegen folge ich
gern dem bessern Siegsliede gegen die Nor-
männer, dessen Anfang ich auch bereits angezo-
gen habe. 8) Gleich nach dem Anklänge dessel-
ben wendet sich der Dichter mit herzlichster Theil-
nehmung auf seines Königs Leben:

Rind

8) Außer Schiller T. II. ist es in den Gedichten von Ge-
müthen, den Volksliedern und sonst zu finden.

Kind ward er Vaterlos;
 das ward ihm sehr böß;
 Gott holt' ihn hervor,
 ging selbst ihm vor.

Gab ihm tugendliche,
 edele Diener,
 Stuhl hier in Franken,
 deß brauch' er lange.

Der Dichter nimmt Theil daran, wie er mit sei-
 nem Bruder Karlomann ohne Trug getheilet,
 und da das geendet war, wollte Gott ihn vers-
 suchen,

ob er Arbeiten
 lang' mochte dulden,
 ließ Heiden: Männer
 über ihn kommen,
 daß Frankenmänner
 ihnen dienen mußten.

Einige giengen sogleich verlohren, andre wurden
 verführet; Schmach mußte der leiden, der ihnen
 mißlebte.

Wer

Wer da ein Räuber war,
 der genas;
 er nahm seine Beste,
 und ward ein Gutmann. (Edelmann.)

Der war ein Lügner,
 der war ein Mörder,
 der ein Verräther,
 und er gebehret sich des.

König war gerühret,
 das Reich war verwirret;
 erzürnt war Christus,
 und ließ es geschehn.

Da erbarmt' es Gott;
 er wußte die Noth.
 Er hieß Herr Ludwig
 eilig dahin ziehn.

„Ludwig, König mein,
 hilf meinen Leuten.
 Es haben Normannen
 hart sie bezwungen.

Da sprach Ludwig:

„Herr, so thu ich.
 Tod nicht rette mich daß,
 was du mir gebietest.“

Da nahm er Gottes Urlaub;
 hob die Rundsahn auf
 eitt daher mit den Franken
 gegen Normannen.

Gotte dankend,
 sein erwartend,
 sprach er: „hieher, o Herr mein!
 lang' warten wir dein!“

Dann sprach er laute,
 Ludwig der Gute:
 Tröstet euch Gefellen,
 Meine Nothstellen. (Nothhelfer.)

Hieher fandte mich Gott,
 thut Ihr mir Noth.
 Mein will ich nicht sparen,
 bis ich euch befreie.

Nun

Nun will ich, daß mir folgen
alle Gottesholden.

Beschert ist unsere hiesige Frist,
so lang' es will Christ.

Er wartet unser Geheint,
und hält die Wache droh.

Wer also Gottes Willen

hier munter erfüllet;

kommt er gesund aus,

ich lohn' ihm das;

bleibt er darinnen

ist er Christ's Hausgenos.

Da nahm er Schild und Speer
ritt eilig daher;

wollt wehrhaft sich rächen,

an seinen Widersachern.

Es stund nicht an gar lange,

da fand er die Normanen;

„Gottlob!“, sprach er,

er sah, was er begehrte.

Der König reitet kühn,
 sang freies Lied,
 und alle zusammen sungen:
 „Kyrie Eleison!“

Sang war gesungen,
 Schlacht ward begonnen,
 Blut schien in Wangen
 spielender Franken.
 Alle nahmen Rache gleich;
 Nicht Einer wie Ludwig.

Schnell und kühn,
 das war sein Sinn.
 Jenen durchstach er;
 diesen durchhieb er.

Gelobt sey Gottes Kraft!
 Ludwig ward sieghaft.
 Sagt allen Heiligen Dank.
 Sein war der Stogkamps.

Sie glauben leicht, daß ich diesen Gesang als eis-
 nen ältern Bruder der Preussischen Kriegs-
 lies

lieder nicht gering halte. Es ist Charakter in ihm; Deutsche Brust, Deutscher Muth, Deutsche Treue; eine Anhänglichkeit der Nation an ihre Regenten, wie sie zu allen Zeiten der Deutschen Natur und auch ihrer Poesie eifrigster Ruhm war. Zu wünschen wäre es, daß alle Fürsten, wie es die popularsten und edelsten thun, dies anerkenneten, und sich, wie der König Artastha von Persien, bei schlaflosen Nächten die Bücher und Geschichten vorlesen ließen, was ihre Völker von Anbeginn für sie gemeinet, gewollt und gethan haben. Nächstens etwas von einem uralten Deutschen Pindarischen Liede.

2.

„Ein Pindar unter Deutschen Mönchen der dunkelsten Jahrhunderte?“, Kein Pindar, aber ein pindarisches Loblied. Thun Sie auf alles Verzicht, was die griechische Sprache, Mythologie und poetische Weisheit, vor dem versammelten Griechenlande, beim Lobe ihrer Helden und jedes Vaterlandes derselben Glänzendes hatte, und erwarten hier, wie es billig ist, Deutsche Geschichte, Deutsches Lob, Chronik; und Mönchsagen; bemerken dabei aber den epischen Gang des Gedichtes; (die Seele des pindarischen Liedes:) so wird Ihnen meine Benennung nicht anmaßend danken. Sie werden am Gebäude des Liedes keinen Tempel des olympischen Jupiters, sondern in der Zusammenstellung seiner Glieder einen gothischen Bau finden, der indeß auch von Sinn und Kraft eines Urhebers zeigt. Es ist der Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Köln, den Opitz fand und zu finden verdiente. 9)

.Wir

9) Schiller T. I. Opitz Gedichte, Bodmers Ausg. S. 179.

Wir hörten vielfach singen
 von alten Dingen,
 wie schnelle Helden fachten,
 wie sie feste Burge brachen,
 wie sich liebe Freunde schieden,
 wie reiche Könige all zergingen. —
 Nun ist Zeit, daß wir denken,
 wie wir selbst sollen enden.
 Christ, unser Herr gut,
 so manche Zeichen er vor uns thut,
 als er auf dem Siegberg hat gethan,
 durch den theuerlichen Mann
 den heiligen Bischof Anno —

Bemerken Sie, wie groß der Bischof angesündigt wird, als ein letzter Zeuge und Botschafter des nahenden Endes der Welt, von dem man sich damals überzeugt hielt. Schön wäre es, wenn wir noch jetzt die interessanten Gesänge besäßen, die dieser Eingang anführt; sie sind aber dahin, und deshalb wollen wir auf die wenigen Ueberbleibsel um so sorgfamer achten.

Als ein frommer Gesang kündigt sich also dies
Lied an, und holet weit aus:

In der Welt Anbeginne,
da Licht war und Stimme, (das schaffende Wort)
da die heilige Gotteshand
die weisen Werke schuf so mannichfalt:
da theilte Gott sie all in zwei;
diese Welt ist das Eine Theil,
das andre ist geistig.

Du mengete die weise Gotteslist
vott den Zweien Ein Werk, das der Mensch ist,
der beides ist, Körper und Geist;
dannenher ist Er nach den Engeln allermeist.
Alles Geschöpf ist an den Menschen,
wir sollen ihn zur dritten Welt zählen;
in solchen Ehren ist geschaffen Adam,
hätt' er sie sich erhalten!

Der Mensch wird verführet, und Gott wird
gewahr, daß, da alle seine andre Werke recht ges
hen, der Mensch ausschweife:

Der

Der Mond und die Sonne
 sie geben ihr Licht mit Wonne;
 Die Sterne behalten ihre Fahrt,
 sie geben Frost und Hitze stark.
 Das Feuer hat auswärts seinen Zug,
 Donner und Wind ihren Flug;
 Die Wolken tragen den Regenguß,
 Nieder wenden Wasser ihren Fluß.
 Mit Blumen zieret sich das Land,
 Mit Laube decket sich der Wald,
 Das Wild hat seinen Gang,
 schön ist der Vogelsang.
 Ein jeglich Ding die Art noch hat,
 die ihm Gott zuerst vergab;
 wären nicht die zwei Geschöpfe,
 die er geschuf, die besten;
 die verkehrten sich in Tollheit,
 dannen ethub sich das Leid.

Fünf Welten fahren zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte, der als Befreier der Menschen
 edel

edel und sieghaft eingeführt wird; der Schluß das
von ist:

in der Taufe wurden wir Christusmann.

Den Herren sollen wir lieben.

Christus erhebt die Kreuzesfahne, und sendet
seine zwölf Boten in die Länder:

Vom Himmel gab er ihnen die Kraft,

Daß sie überwunden die Heidenschaft,

Rom überwand Petrus,

Die Griechen der weise Paullus,

St. Andreas in Patras u. f.

bis auf den heiligen Johannes, der süß predigen
konnte, und aus dessen Grabe noch Himmelbrot
wächst; ja bis auf alle Märtyrer,

die mit ihrem heiligen Blute

erfüllten Christus Gemüthe;

Mit Arbeiten kamen sie zu ihrem Herren,

nun hat er sie mit Ehren.

So kommt der Gesang auf die Befehung der
 Franken, insonderheit Köllns, wo eine Menge
 Heiliger von St. Mauritius Heer rasten,
 auch die eilftausend Mägde,
 durch Christus Lieb' erschlagens,
 manche Bischöfe so herrlich,
 und zeichenhaftig,
 als die Mähr' ist von St. Annen,
 des loben wir Christ mit Gesange.

Zu Kölln ward er geweihet Bischof,
 des soll die Stadt loben Gott!
 daß in der schönsten Burge,
 die in der Deutschen Lande je wurde,
 Richter war der frommste Mann,
 der je zum Rheine kam;
 dazu, daß die Stadt desto heerer gedieh,
 wenn ein so weiser Herr sie erleuchtete,
 und daß seine Tugend so heller wäre,
 der einer so herrlichen Stadt pflegete.
 Kölla ist der heereften Burge Eine,
 St. Anno bracht' ihr Wohlfahrt heilm.

Jetzt

Jetzt gehet er pindarisch zum Anbeginn der
Burg zurück, kommt bis auf Ninus, Semiramis.
Die Bilder der vier Monarchieen aus Daniel wer-
den prächtig aufgeführt, und bei dem dritten
Thierbilde Alexanders Feldzug nach Indien roma-
ntisch beschrieben. Mit vier Heeren fuhr er aus,

bis er der Welt Ende
an den goldnen Säulen erkannte;
In Indien er die Wüste durchbrach,
mit zweien Bäumen er sich besprach;
mit zweien Greifen
fuhr er in Lüften.

In einem Glase ließ er sich in die See —

Seine ungetreuen Männer werfen die Ketten weit
hinaus, und rufen ihm zu:

willt du sehen Wunder,
so wälz' dich am Grunde.

Er sieht fürchterliche Ungeheuer: die Woge führt
ihn weit fort,

bis

bis er mit einem Blute
das scharfe Meer grüßte;
als die Flut das Blut empfand,
warf sie den Helden ans Land.
So kam er wieder in seine Reiche;
wohl empfangen ihn die Griechen.
Manches Wunders vergnügte sich derselbe
Mann,
Drei Theile der Welt er ihm gewann. —

Das erzählte Abenteuer ist keine leere Ausschweifung: denn es hat Bezug auf ähnliche Schicksale des St. Anno.

Bei dem vierten Thierbilde, den Römern, eilt der Gesang zu Cäsar und zu den Deutschen, die dieser Held in mehr als Einem Jahr nicht bezwingen konnte und zuletzt mit Bedinge gewann. Hier kommt der Dichter auf das Lob der Völker Deutschlands, der Schwaben, Bayern, Sachsen, Thüringer, und zuletzt seiner Trojanischen Franken. Die Ordnung zu einander ist mit Vorstande
ges

gedacht und mit den Fabeln des Ursprungs dieser Völker, die damals für Wahrheit galten, sinnreich bekleidet. Wäre für Deutsche eine patronymische Mythologie in den mittleren Zeiten zu gewinnen gewesen; so wäre sie auf diesem, obwohl ganz falschen und fabelhaften Wege gewonnen. Da dies nicht seyn konnte, so mag jede Provinz wenigstens ihre alten Lobsprüche hören. Die Schwaben,

ein Volk, zu Rathe gut,
 Redfert'g genug,
 die sich deß fest vornahmen,
 daß sie gute Helden wären,
 wohl fertig und krieghaft;
 doch bezwang Cäsar all ihre Kraft.

Den Bayern lobet er ihr Bayerisch Schwert,
 (Noricus ensis) das durch den Helm schlug; er
 lobt ihren Helm und Harnisch, und leitet sie aus
 Armenien ab, wo auf den Bergen Ararat die
 Arche noch zu sehen seyn soll.

Man

Man sagt, daß auf den Gipfeln
 noch seyn, die Deutsch sprechen,
 gegen Indien so fern!

Bayern waren immer zum Kriege gern;
 den Sieg, den Cäsar an ihnen gewann,
 mit Blut mußte er ihn gelten.

Der Sachsen Wankelmuth
 that ihm Leides gnug.

So er sie wähnt all' überwunden zu haben,
 so waren sie aber gegen ihn —

Sie, meint der Dichter, seyn in Alexanders
 Heer gewesen, mit Schiffsmengen nieder zur
 Elbe gekommen,

da die Thüringer fassen,
 die wider sie sich vermaassen.

Bei den Thüringern die Sitte war,
 daß große Messer sie hießen Saß,
 deren die fremden Krieger viele trugen,
 damit sie die Thüringer schlugen.

Mit Untreu sie ihnen sprachen,
 da sie Fried' gelobet hatten;

N

von

von den Messern groß
wurden sie geheißten Saß.

Und wie sie auch ihre Ding' anfangen;
den Römern mußten sie dienen.

Seine Franken endlich leitet er von Troja her;
mithin werden sie Verwandte der Römer. Wie
Aeneas in Welschland, so hat Franko in Deutsch-
land sich angebauet; Lützelburg ist die kleine Troja,
und Kanthen nennet sich vom Flusse Kanthus. Alle
diese überwundenen Deutschen Nationen folgen
ihrem Bundsverwandten Cäsar Rom entgegen:

Wer mochte zählen die Menge,

die Cäsar'n eilten entgegen;

von Osten allenthalben,

als der Schnee fällt auf den Alpen,

mit Schaaren und Völkern,

als der Hagel fährt von den Wälfen.

Da ward die hebreste Volksschlacht

die in diesem Währegarten, (berühmten Lande)

je gerühmt ward.

o wie

O wie die Waffen klingen,
 da die Rösse zusammen sprungen!
 Heerhorne tönten,
 Blutbäche strömten;
 die Erde drunten spaltete,
 die Höl' entgegen schimmerte;
 da die hehresten der Erde
 sich suchten mit Schwertern.
 Da erlag dann manche breite Schaar,
 mit Blute beronnen gar;
 da mochte man sehn dräuen,
 durch Helme zerhauen,
 manchen Pompejus-Mann,
 da Cäsar den Sieg nahm.

Cäsar erfreuet sich des Sieges, geht an der Spitze
 des Heeres nach Rom; die Römer holen ihn ein
 in ihre Stadt, fangen ein neu Regiment an:
 Cäsar läßt die neue Regierungsart auch den Deut-
 schen Nationen anpreisen, damit sie ihrem Reich
 einen neuen Glanz verschafften. Er thut zu Rom

die Schatzkammer auf, und beschenkt seine Getreuen mit Goldstücken, Kleidern und Mänteln.

Seitdem waren Deutsche Mann
zu Rom lieb und werthsam.

Augustus folgt ihm; der läßt durch Agrippa Kölln bauen; Worms, Speier, Metz, Trier werden allesamt mit Ehren genannt; und da jetzt alles aus der Geschichte und Fabel vorbereitet ist, den St. Anno durch Lobgesang zu ehren, so wird der Gesang eigentlich christlich. Unter August wird der Heiland der Welt geböhren; zu Rom erscheinen heilige Gotteszeichen:

Aus der Erden ein lautes Del entsprang
schön rann es über's Land;
um die Sonn' ein Kreis stund,
also roth als Feuer und Blut.

Da begann zu nahen
uns allen die Gnade,
ein neues Königreich;
dem muß die Welt entweichen.

Des

Petrus schickt aus Rom, den Franken zu predigen,
 Apostel, den Eucharis, Valerius, Maternus;
 sie werden mit Thaten und Wundern hergenannt;
 drei und dreißig Bischöfe sind nach ihnen gewesen
 bis auf St. Anno Gewalt;
 deren sind nun heilig sieben.

Die scheinen uns vom Himmel,
 wie das Siebengestirn des Nachts thut.

St. Anno's Licht ist hehr und gut;
 unter den andern ist glänzender sein Schein,
 wie der Hyacinth im goldnen Fingerlein.

Den viel theuren Mann
 mögen wir nun zum Beispiel haben,
 den sollen als einen Spiegel ansehen,
 die Tugend und Wahrheit wollen pflegen —
 So gehet der Gesang in seine Lebensgeschichte,
 Wie die Sonne in den Lüften,
 die zwischen Erd' und Himmel geht,
 beiden Hälften scheint:
 so ging der Bischof Anno
 vor Gott und vor Menschen,

Im Reichspallast seine Jugend solche war,
 daß ihm das Reich ganz unterfaß;
 beim Gottesdienst in den Gelehrden
 war er, als wenn er ein Engel wär.
 Seine Ehr' erhielt' er zu beider Seit,
 und ward zu den ersten Herren gezählt.
 Seine Gü' erkaunte viel und mancher
 Mann;

Berühmt, wie seine Sitten waren gethan.

Offen waren seine Worte;

für die Wahrheit er niemand fürchte.

Als ein Löwe saß er vor den Fürsten,

als ein Lamm ging er unter den Dürst'gen;

den Tummeln war er scharf;

den Guten war er sanft;

Waisen und Wittwen,

die lobeten hoch seine Sitten.

Seine Predigten und sein Ablass

Niemand konnt sie thun daß;

Selig stund die Köllnische Welt,

da sie solches Bischofs war werth.

Wenn

Wenur jedermann des Nachts schlief, stand er auf,
 besuchte die Kirchen und Armen mit seiner Gabe;
 that Werke der Mildthätigkeit; daß er ein Vater
 aller Waisen heißen konnte. Desgleichen stand
 es im ganzen Reiche wohl, da er des Gerichts
 pflegte und den jungen Heinrich erzog. Auswär-
 tige Könige sandten ihm darüber Geschenke, von
 denen er zu Gottes Lobe vier Mänsler erbauete;

das fünfte ist Siegebörg, seine liebe Stadt,
 darauf steht nun sein Grab.

Jetzt kommen die Widerwärtigkeiten die er er-
 duldet.

Daß nicht die grosse Ehre
 verwirrte seine Seele,
 that ihm Gott, wie der Goldschmidt thut,
 so er ratzen will, eine Spange gut.

Dieser schmelzt das Gold im Feuer, erhebt's mit
 seiner Arbeit, seinen Dräthen, schleift die Edels-
 steine mit mancher Zubereitung;

so schliff Gott St. Anno
 mit mancher Arbeit.

Oft und viel fochten ihn die Landherren an, das
Gott ihm denn immer zu Ehren wandte;

Wiel ihn verriethen,

die ihn sollten behüten;

Wiel ihn verachteten,

die Er zu Ehren gebracht.

Zulezt konnte es niemand vermeiden; er wurde zu
Köln mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie
David, einst vertrieben ward,

All' nach des heiligen Christus Bild;

das sandt' ihm Gott vom Himmel.

Unter dem vierten Heinrich geräth das ganze
Reich in Verwirrung:

Mord, Raub und Brand

verheerten Kirchen und Land;

von Dännemark bis in Apulien,

von Kerlingen bis in Ungarn.

Denen niemand mochte widerstehn,

wenn sie mit Treue wollten beisammen gehn,

die stifteten jetzt Heerzüge groß

wider Neffen und Hausgenos.

Das

Das Reich kehrt seine Waffen
in seine eigne Adern;
mit sieghafter Faust
überwand es sich selbst,
daß die getauften Leichnam'
dahin geworfen lagen
zum Aase den bellenden,
den grauen Waldhunden.
Da das nicht gelang St. Anno zu söhnen,
verdroß es ihn länger zu leben.

Jetzt kommen die Offenbahrungen, die ihm
geschehen sind; der Lobgesang hebt sich: denn
er nähert sich Anno's Tode. Auf einer Reise im
Thüringer Lande thut sich ihm der Himmel schön
auf; er sieht die göttliche Sonne, die er nicht
verkünden darf einem weltlichen Mann; er sieht,
was zukünftig geschehen soll, und wird darüber so
bestürzt, daß

von bannen an er begann zu siechen.
Eines Nachts dünkt ihn, er trete in einen könig-
lichen Saal; er sieht wundersame Thronstühle,
N 5 wie

wie im Himmel seyn sollen, allenthalben behangen mit Golde:

Die vielen theuren Steine leuchteten da
überall,

Sang und Wolle war da groß und mannichfalt;

Da saßen der Bischöfe manche,
sie schienen zusammen wie Sterne.

Der Bischof Barbo war ihr Einer,

St. Heribert glänzt als ein Edelstein;

Anderer Herren genug,

und war ein Leben und ein Muth! —

Da stand ein Stuhl ledig und prächtig;

St. Anno ward des hoch erfreut.

Der Stuhl stand ihm zu Ehren da;

nun lobt' er Gott, da er es sah.

O wie geru hätt' er da gefessen!

den lieben Stuhl, wie gern erfaßt!

aber das wollten ihm nicht erlauben die

Fürsten,

eines Fleckens wegen vor seiner Brust.

Auf

Auf stand der Herren Einer, hieß Arnold,
zu Worms war er vormalen Bischof;

St. Annon nahm er bei der Hand,

ist giengen da besonders.

Er sprach: tröst' dich Gottes Treu!

Dieser Flecke wird dir weggethan.

Bereit ist dir der ewige Stuhl,

und das in kurzen Stunden;

Dann bist du diesen Herren willkommen,

Jetzt magst du unter ihnen nicht bleiben.

Wie lauter der soll seyn, den sie wollen leiden,
hat Christus dir in diesem Gesicht gezeigt.

O was wärtet auf dich für Ehr und Gnade!

Hart ging es ihm zu Herzen,

daß er wieder kehren sollte zur Erde.

Wärs nicht mit ihm zur Stunde so bewandt;

um alle Welt hätt' er nicht geräumet das

Paradiesesland.

Solch' ist die himmlische Wonne,

an die wir denken sollen Alt und Junge.

Von

Von dem Schlafe der Herr da aufstund,
wohl wußt' er, was er sollte thun.

Er gab den Röllnern wieder seine Huld;
wie groß auch, daß er sie haßte, war ihre
Schuld.

Von diesem Flecken ist er nun gereinigt und er
nahet sich Gottes Lohne. Noch wird er kasteiet
wie Hiob von Haupt zu Füßen und hart betäubt;

so schied die theure Seele
von diesem siechen Leibe,
von menschlichem Jammer
ins ewge Paradies.

Das Fleisch empfing die Erde,
der Geist fuhr auf zur Höhe.

Als er zu Gottes Antlitz kam
zu ewigen Gnaden,

thät noch sein edler Muth
wie der Adler seinen Jungen thut,
wenn er sie lehren will ausfliegen.

Er schwebet über ihnen in voller Fierz
Er schwingt sich auf zur Höhe,

das

Das sehn die Jungen gerne.
 So wolt' er uns auch führen,
 wohin wir ihm sollten folgen;
 Er zeigt uns hienieden,
 welch Leben sei im Himmel.
 Am Grabe, da sie wollten todt ihn haben,
 Da wirkt' er schöne Zeichen;
 die Siechen und Gekrümmten
 die wurden da gesund.

Mit ausführlicher Pracht wird Ein Wunder, das
 St. Anno an einem Blinden bewirkt, her erzählt,
 dies an die größten, prächtigsten Wunder Mos
 ses geschlossen und mit einem sehr treffenden edeln
 Lobe der göttlichen Güte geendigt.

Was sagen Sie zu diesem Gedichte? Zu sei
 ner Composition, zu seiner Würde, zu seinem
 Umfange, zu Zusammenleitung seiner Theile, zu
 seiner moralischen Schönheit, endlich zur Blume
 seines Vortrages? Hätte jeder Heilige einen sol
 chen Lobredner, jedes Kloster einen solchen Dich
 ter gezogen; wie reich wären wir! wie gern wollt
 en

ten wir diese Heiligen ehren! Lesen Sie jetzt das Gedicht im Schilter oder lieber in Bodmers Opitz, und suchen das Ganze, (wie schwer es auch würde,) in Eins zu fassen; es ist wie eine ungeheure Gothische Kirche im schönsten Styl dieses Geschmacks. Nur St. Anno's Leben und die Geschichte seiner Zeit müssen Sie dazu lesen; unglaublich ist's, wie der Dichter von Allem die würdigste Seite zeigt und gleichsam die schönste Blume gepflückt hat. 10) Nächstens eröffnet sich uns ein neues Feld der Zeiten.

10) Eben lese ich im Bragur, Tb. 2. S. 44c. daß eine Uebersetzung dieses Liedes mit historischen Anmerkungen von Herrn Prof. Hegewisch in Eggers Deutschen Magazin, (1791. May) zu finden. Der eben genannte würdige Mann hat uns vom Erzbischof Anno bereits einige Nachrichten übersezt, in seinen Charakterzügen des Deutschen.

3.

Sie werden bemerkt haben, daß im Lobgesange auf den St. Anno schon eine biegsamere Sprache herrschte, als bei Ottfried oder dem Siegsänger gegen die Normannen zu finden seyn konnte. Wie wenn ich sie auf einmal in den Garten der feinsten Zucht und Sitte, der Ehre und Liebe einführe, wo jede Blume in der ältigsten Sprache genannt und gepriesen wird?

Ich grüße mit Gesange die süße,
 die ich vermeiden nicht will, noch mag.
 Da ich sie von Munde selbst konnte grüßen,
 ach leider, daß ist mancher Tag! —
 Wer nun dies Lied singe vor ihr,
 der ich so gar unsanftiglich entbehre;
 Es sei Weib oder Mann, der habe sie ge-
 grüßet von mir.

Sie sehen, ich rede von den Dichtern des schwäbischen Zeitalters, und zürne auf mich selbst, daß ich auch diese erste Strophe eines Gesanges Kaiser Hein:

Heinrichs des siebenden der Lieblichkeit ihres Dialekts entraubt habe. Sie soll auch die einzige seyn: denn man muß diese Poesien nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen. Jeden harten Buchstaben oder Vocal, den man aus unsrer rauheren Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt, weil es uns ungeläufig ist, jede Regel der Grammatik und Construction, die man verändert, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte Recht, daß er diese Sprache so hoch pries, und Umbildungen dieser Gedichte nicht versuchte; sie sind äußerst schwer, ja fast unmöglich, es sei denn, daß man sie bloß des Verständnisses wegen in Prose gebe. Sie kennen das schöne Lied König Konrads, (Vaters des unglücklichen Konradin:)

Ich freue mich mancher Blumen roth,
die uns der Meye bringen will u. f.

Sie kennen den ungemein schönen Klagegesang des Herzogs Heinrich von Breslau, den uns Götz in seiner Manier verkürzt gegeben:

als

Ich klage dir, May; ich klage dir, Som-
mervonne,

Sie kennen ohne Zweifel noch manche, die Gleim und andre in sehr glücklichen Nachbildungen gegeben; das Unmögliche ist aber unmöglich. Lesen Sie die Gedichte selbst und gewöhnen sich an die Mundart dieses Zeitalters, oder vielmehr lassen Sie sich solche von einem zarten Munde, der sich in den Nesten des Dialekts jugendlich gebildet hat, vorlesen; und Sie werden über die fließende Anmuth und Süßigkeit der alten Deutschen Sprache erstaunen. Noch mehr werden Sie erstaunen, wenn Sie diesen ganzen Lorbeer- und Myrthenwald allmählich mit Mühe durchwandeln. Kaiser, Könige und Fürsten, Fürsten aus allen Gegenden Deutschlands in Böhmen, Schlesien, Brandenburg, Weissen, Thüringen, Brabant, am Rhein u. s. Edle aus den berühmtesten Geschlechtern aller Provinzen Deutschlands und der Schweiz; außer ihnen Bürger und eine Menge Personen, die auf eis-

nen

nen Liederstreit als auf ein Abenteuer ausgingen, kommen darinn vor; die Gewächse ihrer Poesie sind zwar sehr verschieden, bald ansehnliche Stämme, schöne, fruchtbare Bäume, bald kleine niedliche Gesträuche, hier und da auch ein verworrenes Gebüsch nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber ist und bleibt dies dichterische Zeitalter ein Phänomenon in der Deutschen Geschichte. Wer ist, der es uns erkläre, wie man die Entstehung eines Homers, Orians, der Skalden erklärt hat? Bodmer hoffte mit seiner Ausgabe der Manessischen Sammlung solcher Dichter einen Commentar darüber aus den Umständen der Geschichte zu veranlassen; 11) dieser Commentar aber ist noch nicht erschienen. Und doch würde ein solches Unternehmen nicht nur das Lesen der Dichter selbst leicht und angenehm machen; sondern auch den reichsten Aufschluß über eine der merkwürdigsten Perioden Deutschlands, ja des menschlichen Verstandes selbst geben.

Denn,

11) Sammlung von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitalter, Zürich 1758. Berr. des zweiten Theils.

Denk, m. Fr., warum haben diese merkwürdigen und größtentheils angenehmen Gedichte in unserm Vaterlande bisher so wenig Wirkung hervorgebracht, ja selbst so wenig Aufmerksamkeit erregt? Warum liegt Bodmers Ausgabe in unsern Buchläden todt da? Lassen Sie uns, so manche Ursache wir dazu hätten, nicht bloß das Klaglied über die Unachtsamkeit der Deutschen gegen alles was vaterländisch ist, anstimmen; es was dazu möchte immer doch auch in der Art liegen, wie die Sache behandelt ward. Der Verdienstreiche Bodmer gab zuerst Proben dieser Poesie mit einer kleinen Grammatik, einem Glossarium, und einigen Nachrichten, so weit er sie damals hatte und haben konnte; 12) er war dabei auf einem guten Wege. Bei der ganzen Mannessischen Sammlung ward ihm das Werk zu schwer; er gab sie ohne Glossarium, ohne erläuternde Anmerkungen, so gar ohne Unterscheidung

D 2

des

12) Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts, Zürich 1748.

der Lieder heraus, blos und genau wie er sie in der Handschrift fand. 13) Das war nun freilich zu einem leichten, angenehmen und nützlichen Gebrauch dieser Gedichte dem Leser zu viel zugemuthet, von ihm zu viel erwartet. Die gedrungene Menge der Verse von hundert und vierzig Dichtern übertäubte; und es mögen wenige in Deutschland seyn, die das interessante Buch bis zu Ende gelesen, geschweige studirt und sich nutzbar gemacht haben. Diesen schreckt die Einförmigkeit, oder, wie er meint, die Trivialität des Inhalts, in dem so viel von Minne und Weisern, von May und Sommer, von Zucht und Ehre gesprochen wird, ab; jener kommt mit der Sprache nicht fort: Ein unverständliches Wort hindert ihn am Genuß der ganzen Strophe; ein Dritter, der alles gern an Stelle und Ort betrachtet, weiß nicht, wohin er diesen oder jenen erwähnten Umstand bringen soll? wer dieser Wenzel und Konrad, jener Rudolf oder Heinz

13) Sammlung von Widsnesingern, 4. Zürich 1758.

Heinrich sei? er glaubt also, da er diese Gesänge mit der Geschichte nicht verbunden sieht, Stimmen außer aller Zeit, etwa das Erdmännchen zu hören, dem Bodmer in Einem seiner kritischen Briefe einige Strophen dieser Lieder in den Mund leget. 14) Und so bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben.

Ich wüßte eine süßliche Auskunft. In der Jenaischen Universitätsbibliothek liegt ein nicht unbekannter, schätzbarer Codex, von dem Wiedeburg vor fast vierzig Jahren Nachricht gegeben 15) und zu dessen Ausgabe man neulich Hoffnung gemacht hat. Ich kenne ihn ziemlich genau, und habe mir einen Theil der Gedichte selbst abgeschrieben; er enthält nicht nur einige völlig neue Dichter, die in der Manessischen Sammlung nicht sind, sondern auch von denen in dieser

D 3

Samml.

14) Neue kritische Briefe Zürich 1749. S. 474.

15) Wiedeburgs Nachricht von einigen alten Deutschen poetischen Manuscripten in der Jenaischen akademischen Bibliothek, Jena 1754.

Sammlung vorhandenen neue Stücke, und endlich die schon herausgegebenen (der Manessische Codex ist viel reicher) in einem andern, dem Thüringischen Dialekt. In alle diesem kann er sehr lehrreich werden. Was herausgegeben ist, darf nicht wiederholt werden; eine Vergleichung dieser Stücke aber möchte Materialien zu einer Abhandlung über die allmähliche Bildung der verschiedenen Dialekte Deutschlands geben, die manches aufhellte. Eigentliche Minnelieder sind in ihm wenige; die meisten sind moralisch, lobend oder strafend, satyrisch, geistlich. Dies führt von selbst auf die Geschichte der Begebenheiten, Meinungen und Sitten der Zeit. Viele Lieder haben Melodien, woran es dem Manessischen Codex fehlte; zum Verständniß der Sylbenmaasse und des Versbaues, überhaupt auch zur Geschichte der Declamation und des Tons der Zeiten sind diese ein schätzbares Hülfsmittel, gleichsam ein Aufschluß zur Form der Gedichte. Denn wenn wir unparthei

theis

theiß redend wollen, so dünkt uns oft doch, wo das Gedicht nicht eigentliches, muntres Lied ist, die Minnesinger: Weise langweilig; die Strophe ziehet sich in langen und kurzen Zeilen für uns Tonlos und matt dahin, wie sie in späterer Zeit bei den Meistersängern sich fast unausstehlich schleppte. Ein Aufschluß, der uns hierüber ein Tonkünstler gäbe, wäre niemanden unwillkommen; und nicht unwillkommener die Untersuchung, wie diese schleichenden Sylbenmaasse in die Deutsche Sprache gekommen seyn, die ehedem so kurze, rasche Wortschälle liebte. Am willkommensten wäre uns dabei ein erläuternder Commentar dieser Gedichte aus den Begebenheiten und Sitten des damaligen Zeitalters. Wen selbst würde sich dieser auf Bodmers und Müllers Sammlungen 16) erstrecken müssen; und so würde der Commentar den Dichtern selbst aufhelfen. Jenes zu gut würde man diese lesen. Nothwendig käme man dabei der Sprache auch zu Hülfe, wel-

16) Berlin, 1783. 4.

ches jetzt nach Oberlins Glosario leichter ist, als es zu Bodmers Zeit war. Geschähe dieses durch ein Glosarium, oder durch Noten, oder durch eine prosaische Uebersetzung unter dem Text, wie es dem Herausgeber am Zweckmäßigsten dünkte; auf jede Weise würden diese Gedichte unterrichtend, angenehm, lesbar und lebendig.

Ohne Zweifel wünschen Sie mit mir, daß ein so rühmliches Werk bald erscheine. Es falle aber ja einem verständigen Manu in die Hände, der uns die Schönheit der alten Deutschen Muse nicht vordeklamire. Sie ist bescheiden und züchtig; sie will nicht gelobt, aber verstanden, geschätzt und geliebt seyn.

Dabei wollen wir uns alle Hoffnung vergehen lassen, daß unsre jetzige Deutsche Fürsten, Kaiser, Könige, Herzoge, Grafen und Herren, wie ihre Vorgänger und Urahnen, Gedichte machen solten und werden; die Zeit ist vorüber. Gnuß, wenn sie aus diesem Werk die Sinnesart und den

Anhru

Ruhm ihrer Vorgänger und Urahnen kennen lernen; und dazu könnte für viele der edelsten Geschlechter im obengewünschten Commentar mancher Rath geschafft werden.

Mein heutiger Brief liefert Ihnen keine Poesie: denn was hülfte es, aus einem so reichen Garten ein paar welke, ausgerupfte Blümchen vorzuzeigen? In einer schönen Sommerluft müssen Sie den reichen Garten selbst kennen lernen.

Ueber die langen epischen Gedichte dieses Zeitalters werde ich Ihnen gar nichts schreiben. Die wenigsten habe ich gelesen; es hat mir zu ihnen Lust und Muße gefehlet. Dem Inhalte nach möchte ich sie gern, auch wo ihr Stof aus fremden Sprachen entlehnt ist, in ihrem Deutschen Gewande kennen lernen; und ich wünschte, (denn mein Brief ist einmal auf dem Wege des Wünschens) daß uns ein Deutscher Treßan, angenehm und interessant wie der Französische,

eine Bibliothek dieser epischen Romane gäbe. Er könnte auf seinen glänzenden Französischen Vorgänger verweisen, und nur bemerken, welche neue Gestalt der fremde romantische Stoff in Deutschen Köpfen angenommen habe. Dies möchte eine nicht zahlreiche, aber sehr unterrichtende Bibliothek der Deutschen epischen Romane werden; worüber seit einigen Jahren hie und da in Schriften und Journalen manches Gute bereits versucht ist. *) Leben Sie wohl, und erwarten, daß ich Ihnen nächstens eine Deutsche Epöee nennen und sie (proh Dii!) dem Homer unmittelbar zur Seite setzen werde.

*) Journal von und für Deutschland, im Deutschen Museum u. s. Auch die Deutsche Bibliothek der Romane (Kiga bei Hartnoch) hat für diese Werke ein eigenes Fach.

4.

Die Deutsche Epöee, die ich Ihnen zu nennen hatte, ist nichts anders als der Ulysses aller Ulysse, Keines, der Suchs; eine der ersten Compositionen, die ich in irgend einer neueren Sprache kenne.

Ueber eine Sache, die uns lieb ist, mag man gern reden; erlauben Sie also, daß ich hier etwas weit aushole.

Lessing hat gezeigt, daß die Bestandtheit der Thiercharaktere Thiere vorzüglich zu handelnden Personen der Fabel empfehle. 17) Er hat auch einen Vorschlag zu fortgesetzten äsopischen Fabeln gethan, und davon Proben gegeben; er wußte aber selbst, daß dergleichen fortgesetzte, ja zu einer größeren Composition zusammengeordnete Fabeln längst da und bei mehreren Völkern beliebt waren. Sie kennen die Indischen Fabeln Bidpai, die Wilking vor einigen Jahren aus der Urs

17) Abhandlungen hinter seinen Fabeln.

Ursprache bekannt gemacht hat. 18) Diese waren
 vorher im Persischen, Arabischen, Griechischen
 und seitdem unter verschiedenen Namen in meh-
 reren Europäischen Sprachen bekannt, und allent-
 halben mit Recht gepriesen; gegen unsern Keineke
 Fuchs sind sie indessen nichts als ein zusammenge-
 reiheter Rosenkranz, oder vielmehr eine Lins-
 schachtelung von Fabeln, da eine in der an-
 dern steckt, so daß man zuletzt nicht weiß, wer
 erzählt? Die Morgenländer gingen auf dieses
 Kunststück eigentlich aus, und ich mag sie in ihr-
 rem Geschmack nicht tadeln; darf aber auch nicht
 bergen, wie lieber mir Keineke, der Fuchs, sei.
 Hier ist alles fortgehende Epische Geschichte; nir-
 gend steht die Fabel stille; nirgend wird sie unter-
 brochen; die Thiercharactere handeln in ihrer Be-
 stimmtheit, mit der angenehmsten Abwechslung
 fort, und Keineke, der in einem großen Theil
 des Gedichts, wie Achill, in seinem Schloß Ma-
 lepartus ruhig sitzt, ist und bleibt doch, das
 Haupt

18) The Hitopades of Vishnu-Sarma, Bath, 1787.

Hauptstad, das alles in Bewegung bringt, in Bewegung erhält, und mit seinem unübertrefflichen Fuchsscharakter dem Ganzen ein immer wachsendes Interesse mittheilet. Man liest eine Fabel der Welt, aller Berufsarten, Stände, Leidenschaften und Charaktere. Eine Kenntniß der Menschen, der Höfe, der Geschlechter, des Laufs der Begebenheiten ist in ihm bemerkbar, daß man beständig vor dem köstlichen Spiegel zu stehen glaubt, von welchem der Fuchs so angenehm lüget; und die Scenen der größten Gefahr werden natürlich auch die lehrreichsten, die interessantesten Scenen. Alles ist mit Kunst angelegt, ohne im mindesten schwerfällig zu werden; die Leichtigkeit des Fuchsscharacters half nicht nur dem Reizner, sondern auch dem Dichter aus; sie half ihm zu sinnreichen Wendungen, in einer Leichtigkeit und Anmuth, die ihn bis zur letzten Zeile begleitete. Ich gestehe, daß dies alles der angnommenen Theorie ziemlich entgegen sei, und daß, wenn man mir von einer Thierfabel, die durch lange

vier

vier Bücher fortgeführt wird, erzählt hätte, man mich ungläubig würde gefunden haben. In der Ausführung, je länger der Fuchs schwätzt, und betrügt, je gelehrter und künstlicher er lüget; desto angenehmer wird er. Durch unmerkliche Gradationen wurden wir auf allos zubereitet; und die Geschichte vom Schaf und von den Kleinodien, die Ihren beiden Majestäten bestimmt waren, ist vielleicht das Ergößlichste, das in dieser Gattung je geschrieben werden konnte. Disputire man von vernunftmäßiger Erhöhung der Thiercharactere, wie weit sie dem Fabulisten erlaubt oder versagt sei; das Genie spottet dieser unbestimmten Verbote. Es weiß durch innere Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres oder Menschen hie und nicht dort, dort und nicht hie erhöhen könne, erhöhen müsse und dürfe. Diese innere Regel ist ihm Gesetz, und die Wirkung auf uns feinsicherer Bürge. Die anmuthige Ruhe endlich, die in diesem ganzen Gedicht herrscht, die Unmoralität, ja sogar die Schadenfreude des Fuchses, die leis-

den

der zum lustigen Gange der Welt mitgehört; sie machen das Buch zur lehrreichsten Einkleidung eben dadurch, daß sie es über eine enge, einzelne End-Moral erheben: denn eine Epöee oder Tragödie, die sich zuletzt in einen einzelnen Satz zusammenzöge, wäre zuverlässig arm und elend.

Dank also dem Heldendichter des Fuchses, wer er auch sei; Dank allen, die sich mit diesem Buche bemüht haben. Auch Gottsched wollen wir unter diesen nicht vergessen, so viel er bei seiner Uebersetzung gefehlt haben möge. 19) Seine Ausgabe hat dies Gedicht wenigstens bekannt gemacht; die dabei gebrauchten Everdingischen Kupfer, Baumanns moralischen Commentar mit denen in ihm oft vorkommenden Stellen alter Deutschen Snomologen hat man auch daneben; und hinten beigefügt ist die niederdeutsche Urschrift selbst. Allerdings ist diese von sonderbarer Süßigkeit

19) Heinrich von Alkmar Keineke der Fuchs, übersetzt von Gottsched. Leipzig 1752. in 4.

Zeit und Anmuth; fast ohne gewöhnliche Klüffeln
 me fließen die Verse, wie ein sanfter Strom;
 das Lustige, Naive, Possirliche wird in ihm
 siebenfach natürlich und lustig.

Aber, werden Sie sagen, ist dieses Gedicht
 denn ein Deutsches Product? ist's nicht eine Uebers
 setzung aus dem Alt französischen, wie sein Verfass
 ser selbst faget? Allordings. Darauf laße ich mich
 aber nicht ein; gnug, wir sind im Besitz, und
 kennen bisher kein französisches Original, aus
 dem es übersetzt wäre. Welche Nation sich des
 Werks anmaßet, beweiße ihre Anmaßung, nicht
 durch Titel des oder jenes Romans; sondern durch
 Bekanntmachung des Originals selbst. *) Ganz
 de

*) Den von Euhl aus der Lübeckischen Bibliothek heraus
 gegebenen holländischen Reinetz kenne ich nicht.
 Nach denen von Goetsched gegebenen Proben scheint
 er dem Französischen Original näher zu kommen; das
 wahre Epische Kunstgedicht bleibet indessen vor der
 Hand dennoch das Deutsche, bis das Original
 selbst erscheinet.

da sich auch ein solcher Roman (und ich wünschte, daß man sich um die in dieser Streitsache genannten Gedichte Mühe gäbe;) so bleibt meines Erachtens dem Alkmar oder wer der Verfasser unsres Gedichts sei, immer noch sein ganzes Verdienst; er hat, da er übersehte, wirklich gedichtet. Da ist auch keine Lücke, kein Zwang einer Nachahmung oder eines Erborgten sichtbar; die Scene des Gedichts liegt um den Verfasser wie seine Welt da; jede Thierseele, ja der lebendige Lauf der Zeit hat ihn beseulet. In einem Jahrhundert, da Comines seine Geschichte schrieb, konnte ein anderer wohl auch Reineke den Fuchs schreiben; sie lebten auf einem Gipfel des Glanzes der Höfe, so wie auch politischer Ränke und Unterhandlung. Damals waren diese Dinge viel mehr in sinnlichem Anblick, als sie es jetzt sind; die Politik hat sich seitdem immer mehr in die Cabinetter verkrochen, die Charakter-Bestandheit einzelner Stände ist geschwächt, ja hie und da ausgelöscht worden. Zu unsrer Zeit kann kaum jemand mehr einen Reineke

D

Fuchs

Fuchs mit der anschaulichen Wahrheit schreiben, die in diesem Gedicht durchhin herrscht und lebet. Ein verdienter Jurist hat eine gelehrte und angenehme Abhandlung vom Nutzen dieses Gedichts in Erklärung der Deutschen Reichsalterthümer, insonderheit des ehemaligen Gerichtswesens geschrieben, 20) die gelesen zu werden verdient; eine politische Abhandlung über Keineke aus dem Geist seiner und aller Zeiten macht Jeder sich leicht selbst in Gedanken.

Damit aber bin ich nicht auf der Seite derer, die dem ganzen Gedicht ein einzelnes historisches Factum, von dem es nur Einkleidung sei, unterlegen wollen. Eccard brachte eine solche Hypothese auf, 21) und neulich hat man sie sogar dahin erneuern wollen, als ob der ganze Keineke nichts als ein Fränkischer Edelmann, ein Herr von Fuchs oder Doß gewesen. 22) Wahrlich,

20) Dreyers Nebenstunden, Bülow 1762.

21) Vorrede zu Leibniz collectan. etymolog.

22) Mich dünkt, im Journal von und für Deutschland habe ich die Hypothese gelesen.

sich, das wäre der Rede werth! Nein, mehr seiner Reineke treibt seine Wirthschaft im Namen aller Füchse auf Gottes Erde; in ihrer aller Namen hintergeht er, beichtet, verantwortet sich und kommt von der Leiter des Galgens zu hohen Ehren empor. Sein Schloß Malepartus hat tausend und abermal tausend Namen; so wie Majestäten, Beichtvater, Geheimtschreiber, Canzler und Rätthe, (eben der von Lessing bewiesenen Charakter: Bestandtheit wegen) ihre ewige Urbilder haben. Eine historische Hypothese solcher Art zerstört den Zweck und die Absicht der ganzen poetischen Schöpfung, und ist eben so unnatürlich als unpoetisch. Wenn alle Herrn von Fuchs und Voss aussterben, stirbt das Geschlecht der Reineke zum Besten der Welt nie aus, und so lange es Löwen, Däcse, Wölfe, Bären, Kater, Vöcke, Hasen und Schlangen giebt, wirds den Füchsen wohlgehen, für die Hof und Welt gemacht zu seyn scheinen.

Weil ich mit meinem Reineke der Zeit nach etwas vorgeschritten bin; so wollen wir nächstens einige Schritte zurückgehn. Im Wege sind wir dennoch geblieben.

5.

Von jeher hat die Deutsche Poesie die Moral geliebet. Gewiß nicht nur, weil sie seit der christlichen Zeitrechnung von den Klöstern ausging, und meistens religiösen Inhalts war; sondern wohl auch des biedern Characters und der Rechtslichkeit der Nation wegen. Ein hoher Aufschwung, eine Zügellose Licenz lag weder in der Gemüthsart, noch in den Gewohnheiten, Sitten und Gesetzen der Deutschen; selbst das Klima begünstigte solche nicht, oder es foderte sie wenigstens nicht auf. Wenn man also den wärmern Nationen eine tiefere Empfindung zugeben, mithin auch manche raschere Ausschweifung zu gut halten muß: so haben wir uns dagegen den Weg der goldnen Mittelmäßigkeit gesichert, und dazu, wie alles, so auch unsre Versart eingerichtet. Für Sabel und Sprüche, die beiden leichtesten Einkleidungen der poetischen Moral, ist die kleine Versart in achtsylbigen Jamben, die den mittleren Jahrhunderten die gewöhnliche war, gleichsam

D 3

ges

geschaffen. Beide haben sich ihr auch sehr glücklich, oft mit heidenwerther Kürze und wenn ich so sagen darf, mit einer Rechtschaffenheit eingeprägt, daß der ziemlich eintönige Vers gleichsam ein Echo der eintönigstarken Ueberzeugung zu seyn scheint. Schon in den Dichtern der Schwäbischen Zeiten bemerkt man, daß, so viel Kunst man auch auf die Bildung einer abwechselnden Strophe verwandte, die moralischen Sprüche die einförmigsten und durch das Wiederkommen ihrer Schwere gleichsam die prägnantesten werden; die Anmahnungen des Königes Tyrol an seinen Sohn, des Winsbeck und der Winsbeckin an ihre Kinder, (ob sie gleich noch Lyrischer Art sind,) nähern sich schon diesem moralischen Rhythmus.

23) Vortrefliche Stücke, ein Kern der Altdeutschen Treue und Sitten-Erziehung! Im Manessischen sowohl als Jenaischen Codex kommen manche Fabeln, oder kleine allegorische Gespräche

J. V.

23) Schiller T. II. Bodmers Sammlung der Minnesinger Th. 2. Bragur Th. 1. 2.

z. B. zwischen der Treu und Untreu, der Wahrheit und Unwahrheit vor; leichte Einkleidungen; bei denen es wenig auf Kunst, desto mehr aber auf gute Meinung und Lehre ankam. Der alte Gnomolog, der unter dem Namen Freidank bekannt ist, brachte die kurze Sentenzen: Versart noch mehr in Gebrauch. Er scheint viel gelesen und auswendig gelernt worden zu seyn; und wahr scheinlich wird man bei Zusammenhaltung der Handschriften an mehreren Orten ihn dort und hier verändert, vermehrt, verbessert finden, nachdem man aus dem Schatz seiner Erfahrung oder Belesenheit neue Sprüche und Lehren hinzufügte. Da jetzt verschiedene Gelehrte ihre Aufmerksamkeit auf diesen alten Sittenlehrer zu richten scheinen; 24) so werden wir darüber bald nähere Auskunft haben. Und sodann sollte dem Freidank der Kenner zugegeben werden, ein schätzbarer Moralist, nicht nur des Inhalts, sondern auch

24) Nach verschiedenen Notizen im 2. Th. des Bragur.

seiner Diction wegen, ob ich diese freilich bisher nur aus seiner gedruckten Ausgabe kenne. Lessings Gedanke, ihn aus Handschriften herauszugeben, unterblieb, wie leider mehrere seiner guten Gedanken; aber sollte nicht Eschenburg, der sich um Lessings Nachlaß so sehr verdient gemacht hat und ganz der Mann zu diesem Werk ist, den Gedanken seines Freundes aufnehmen, und uns den alten Sugo von Trimberg (etwa auch nur wie Lessing und Kammler den Logau gaben,) aus Handschriften wiederherstellen? 25) Sollte unsre Nation der Kindheit so ganz entwachsen seyn, daß sie die alte Moral und Fabelunterweisung ihrer Väter, mit der glücklichsten Präcision wiederherzig ausgedruckt, nicht wenigstens von den Motten befreit wünschte? „Nachdem alle Menschen, sagt Flacius Illyricus, gern von ihren Eltern und Vorfahren viel wissen wollen, auch

25) Im Bragur ist bereits der Anfang mit einigen Fabeln aus der gedruckten Ausgabe gemacht; die Sentenzen dünken mich das Vorzüglichere in diesem Autor.

„auch alles so bei ihnen gewöhnlich und gebräuchlich, hochhalten; weil auch alle Menschen gern etwas, beides von den uralten und von fremden Sprachen, wissen: sonach einer je gar ein Stück, und so zu reden kein rechter Deutscher sey, der nicht auch gern etwas wissen wollte von der alten Sprache seiner Vorfahren und Eltern.,, Mich dünkt, ich sehe eine Zeit nahen, da wir uns mehr als bisher zu diesem Studium thun, und unsre Fürsten selbst sich bemühen werden, ihr Volk von der Nachahmung fremder Sitten und Sprachen zu ihrer eignen, und zu den Sitten ihrer Vorfahren zurückzulenken. Dann kommt es nur auf schätzbare Köpfe und rüstige Kräfte an, der Nation diesen Weg angenehm zu machen und sie mit edler Gewalt darauf fest zu halten. Der Französische Parnass ist zerstöret, der Italienische ist lange dahin, der Brittische trägt mäßige Früchte; laßet uns unsre eigne Aecker, die Felder unsrer Väter und Urväter bauen; hier blühet uns Glück! —

Doch wo gerathe ich hin? Wo Sie mir ins
 beß gewiß gern nachgefolgt seyn werden; ich kom:
 me wieder zu meiner Spruch- und Sabel-
 poesie der Deutschen.

Boners Fabeln sind bekannt; es haben sich
 Hrer nach und nach, zuletzt auf einmal so viel tüchtis
 ge und würdige Hände angenommen, Scherz,
 Bodmer, Lessing, Oberlin, daß jedem
 vergessenen Dichter der Deutschen ein ähnliches
 Schicksal und vom letztgenannten Gelehrten
 eine Ausgabe derselben zu wünschen wäre, wie
 Lessing sie vorschlug. 26) Da winkt uns aber
 noch ein anderer, meinem Urtheil nach viel schätz
 bärerer Fabeldichter als Boner, es ist Burkard
 Waldis. 27) Zacharia dichtete in seiner Man
 nier und Eschenburg nahm Gelegenheit, sein Ans
 denken wenigstens in einigen Proben zu erneuern;
 mei:

27) E. Eschenburg über Boners Fabeln, im Bragar,
 Th. 2. S. 387.

26) Esopus, ganz neu gemacht, durch Burkard Waldis,
 Frankf. 1584.

meinem Wunsche nach sollte, mit wenigen Ausnahmen, der ganze Burfard Baldis neu gedruckt werden. Seine Erzählung ist so natürlich und leicht; er hat eine so schöne Anschauung der Dinge um ihn her; seine Sentenzen, die oft länger als die Fabeln sind, schütten dir ganzes Füllhorn von Lehren, Bemerkungen, Sprichwörtern, Erfahrungen aus, daß er schon als Enomolog vor Vielen andern, was in unsrer Zeit gedruckt ward, den Druck verdiente. Manche kleine Seite von ihm möchte ich lieber geschrieben haben, als große Schichten und Lehrgebäude.

Wie wäre es, wenn ich mich sogleich von Burfard Baldis unterbrechen und ihn diesen weisen trocknen Brief endigen ließe? Hier ist sein Buch; und damit ich keine Vorliebe zeige, möge die erste Fabel statt aller dienen.

Der Hahn findet eine Perle, und er erfreuet sich ihrer:

Er sprach: was thust du, edles Kleinod,
in diesem unflätigen Noth?

Wenn

Wenn dich ein reicher Kaufmann hält,
 so viel großer Ehr' er dir anthät,
 und wühd' dich halten also hold,
 daß er dich fassen ließ in Gold.
 Du magst aber nicht nutzen mir;
 so kann ich auch nicht helfen dir,
 und dir erzeigen ziemend' Ehr';
 ein Hand voll Gerst mir lieber wär,
 damit ich möcht den Hunger stillen,
 der sich nicht läßt mit Perlen füllen.

* * *

Die Unverständgen merken beim Hahn:

Kunst, Weisheit zeigt die Perle an.
 Ein Narr achtet nicht grosser Kunst;
 auch ist die Straf an ihm unsunst.
 Das Böf den Guten ist nicht gut;
 Das Gut' den Bösen Schaden thut.
 Das Hellethum (Heilighum) ist nicht für die
 Hund';

Perlen sind Edeln ungesund.

Der Muskat wird die Kuh nicht froh;

und

Ihr

Ihr schmeckt viel baß grob Haberstroh.
Ein Alter sich zum Alten findt;
Auch mit einander spielen die Kind. (Kinder.)
Ein Weib geht zu den andern Frauen;
Ein Kranker will den andern beschauen.
Darum sichs in der Welt jetzt hält;
Zu Gleichem Gleich sich gern gesellt.

Welch ein Reichthum an leichten aus einander
fließenden Sprüchen und Lehren!

6.

Warum ich von den Meistersängern noch nicht gesprochen? Weil sie mir oft herzliche Langeweile gemacht haben. Sie fangen dicht hinter den Schwäbischen Dichtern an, und es ist nicht zu läugnen, daß ein Theil dieser schon Meistersängerei enthalte; je mehr aber dies Kunstwesen mit der Zeit zunahm, desto unbarmherziger sangen die Meister. Da ihre ganze Kunst auf Weise, d. i. auf Melodie gestellet war, und Tonlose Handwerker hierin wohl nicht viel Gutes erfinden konnten: so wurden in kurzem die Morgenröths- und Abendröthweisen so gedehnt, so langweilig, daß ich mir bei den meisten nur den Tuchmacher, Schneider und Schuster denken kann, der seinen Faden lang und kurz ziehet. Da ist auch kein Seelerhebender Ton, keine Gegenwart der Dinge, kein plötzlicher begeisternder Augenblick, (benn wie konnte der in ihre Künste gelangen?) merklich; Christi Geburt und Auferstehung, der heil. Geist und geistlose Schwänke werden zu einem

nem langen Seil gesponnen, und nach Handwerksgebrauch verdrehet. Viele ihrer Melodiren sind zum Einschlafen; die schönste Sage, das niedlichste Märchen wird ein Handwerkslied, so trödelhaft, daß es weder Gesellen noch Kinder singen mögen.

Und sie haben viel Schaben gethan, diese langweiligen Meistergesänge. Alle Gesangbücher wurden damit angesteckt: die Flickwörter, Flicksyllben, jedes Nah der Meister gieng unvermerkt insonderheit in die geistliche Poesie über. Ich weiß wohl, daß man von dieser Seite die Sache nicht hat betrachten mögen; meine Behauptung ist aber wahr und läßt sich aus der Geschichte erweisen. Die älteste Poesie der Deutschen war kurz, die Lieder der Kirchenväter kurz und bündig; das Erdbeln kam von den Handwerksstühlen her, und wie konnts auch anders? Ein Mann ohne Gedanken und Kenntnisse soll lange Weisen ausfüllen! Ein Mann ohne große, geschweige außerordentliche Empfindungen soll neue Weisen erfinden.

den und lehren! Nur unter den Deutschen, zumal in den Reichsstädten hat dieser Kunstkrum so lange dauern und von da aus sich so weit fortbreiten können: denn der Deutschen Art nach wird alles gern langweilig und zünftig.

Erlauben Sie also, daß ich vom großen Uebel mir das kleinste wähle, mithin auf die geistlichen und weltlichen Schwänke der mehresten Meistersänger Verzicht thue und mich an ihre Grüße und Sprüche halte.

Sie wissen, die Meister sagen einander vor der Lade den Gruß; der Geselle hat seinen Spruch. Solche Grüße und Sprüche hat auch die Meistersängerkunst fleißig gehandhabet. *)

Sprüche einer gewissen Gattung nannte man Priameln, weil zuerst präambulirt wurde, ehe man zum Aufschlusse kam. Ich habe sie anderwärts das Deutsche Epigramm genannt; die Form derselben ist aber sehr alt. In den Sprüchen

*) Eine Sammlung derselben war diesem Briefe beigelegt; sie mag indeß auf einen andern Ort warten.

chen Salomons und im Sirach ist schon der Reim zu Priameln da, woher ihre Form auch genommen scheint. In den Deutschen Zünften ward diese Form ausgebildet, und wenn ich so sagen darf, zum Handwerksleisten. Sie ist in ihrer Art gewiß nicht verächtlich; man kann viel Scharfsinniges in einer vortreflichen Kürze, mit Aufhalt der Erwartung, darinn sagen, welches allerdings die Seele des Spruchs zu seyn scheint. Ich wünschte also, daß, wie Lessing und Eschenburg dergleichen bekannt gemacht haben, 28) noch mehrere aus alten Papieren hervorgezogen würden; sie enthalten wirklich, wie Lessing sie nannte, **Altdeutschen Witz und Verstand.**

Auch will ich mit dem, was gesagt ist, keinem edleren Meister der Kunst seinen Ruhm absprechen; und **Hans Sachs** bleibt in Deutschland, vielleicht in Europa, der Meistersänger Meister.

In

28) Lessings Beiträge zur Geschichte und Litteratur Weir. 5. S. 198. Brögger Th. 2. S. 332.

In seiner schönen Provinzialsprache herrscht eine so angenehme Naivetät, Deutsche Urbanität, Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhunderte in seiner Art einen Hans Sachs wünschte. Es war mir unlieb zu bemerken, daß die angefangene Auswahl seiner Verse mit Sprach-erklärungen von einem seiner geschickten Landsleute und Liebhaber vor einigen Jahren nicht zu Stande kam; ich hoffe, sie wird dazu kommen, oder ihr Urheber für sie auf eine andre Art sorgen. 29) Leider erzeugen die Deutschen ihm nicht die Ehre, die die Engländer ihrem früheren Chaucer beweisen; 30) und doch hätten wir dazu Ursache. In Ansehung der kurzweiligen Geschichten, die Er, Waldis u. a. haben, wäre es
 kein

29) Auswahl Hans Sachsischer Gedichte von Gäßlein Nürnberg 1781. Th. 1. In Pragur hat er nebst andern auch aus Hans Sachs Beiträge gegeben.

30) Die schöne Ausgabe dieses Dichters mit Tyrwitts Slosarium sollte ein Vorbild solcher Ausgaben werden. Ihren Spenser, Buttler u. s. haben die Engländer mit grossen Commentaren und Noten.

kein übles Werk, wenn wir ihrem Ursprunge nachspürten; woher diese nämlich genommen sind? welche ausländische Schriften zu der und jener Zeit in Deutschland gegolten haben? Italiener, Engländer und Franzosen sind in Untersuchungen solcher Art vor uns voran; und zur Geschichte der Denkart der Nation sind sie unentbehrlich.

Noch ist eine Gattung von Sprüchen in dieser Zeit merkwürdig, die Bildersprüche, die emblematische Poesie der Deutschen. Von jeher liebte unsre ruhig; sinnliche Nation das Anschauen; und wie sie einst ihre Schilde bemahlte, ihre Wapen und Helme emblematisirte: so ließ sie sich Bilder und Embleme auch gern interpretiren. Nochten es gemahlte Fensterscheiben, Holzschnitte oder Kupferstiche seyn; man legte sie aus und erfand gern etwas, was man auslegen könnte. Dies half der Deutschen Kunst auf; und die alte Poesie gieng langsam und lehrhaft an ihrer Seite. Ich wollte, daß wir eine Geschichte dieser

Deutschen Bildersprache, mit ihren merkwürdigsten Producten hätten; ohne Zweifel haben mehrere stille Liebhaber dazu gesammlet, und Meufels nützliche Journale dürften der beste Versammlungsplatz dazu werden. Wie Holwein des ERASMUS unsterbliche MORIA mit seiner Kunst begleitete: so rüstete Brand sein Narrenschiff in und zu Holzschnitten aus. In den Uebersetzungen desselben, sie mochten prosaisch oder poetisch seyn, 31) in Kaisersbergs Predigten u. s. kamen diese wieder zum Anblick. Wie ARETINO seine berühmten Sonnenen zu uprichtigen Zeichnungen erfand: so suchte der Deutsche keusche Geist sittliche Embleme kurz: oder langweilig zu empfehlen; dagegen ihm auch die damals vortrefliche Deutsche Kunst zu Gebot stand. Beide haben zu Vorbereitung und Ausbreitung der Reformation das ihrige tapfer beigetragen, 32)

31) Von Jacob Boher, Iodocus Badius u. s.

32) Einer der Liebhaber, Kenner und Sammler Aeltdentscher Kupferstiche, Holzschnitte, Gespräche, Caricaturen,

so daß ich auch im Druck und in Verzierungen dies Zeitalter fast unübertroffen finde. Man ahmte den alten Mönchsgemälden nach; aber mit viel Verstande und großer Anschauung der Dinge, daher ich dies Zeitalter beinahe das emblematische nennen möchte.

Unvermerkt sind wir also der Reformation nahe gekommen; und Sie verzeihen, daß ich von den berühmten Producten unsrer Sprache, die eine Kaiserliche Majestät betrafen, dem **Theur-** dank, **Weiß-Kunig** u. s. gar nicht rede. Aus keiner andern Ursache, als weil ich, sie zu lesen, bisher nicht Zeit gehabt habe; wie vieles überhaupt hätte ich noch zu lesen! und wie manches Gelesene könnte ich entbehren! Nächstens erwarten Sie etwas über die Reformation; doch daß Sie für die Poesie ja nicht zu viel davon erwarten!

ren, Verse und Schwänke sollte der Materie nachgehen, was dies alles zur Reformation und Aufhellung des Geistes beigetragen habe. Unglaublich frei, dreist und kühn waren die damaligen Zeiten.

7.

Luther war ein starker Geist, ein wahrer Prophet und Prediger unsres Vaterlandes. Er hat die classische Büchersprache der Deutschen zuerst fixirt; alle seine Schriften sind voll Herz und Muth. Auch seine wenigen Lieder athmen Deutsche Kraft, obwohl seine Uebersetzungen alter Hymnen ziemlich hart sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß, wie in Allem, so auch in dieser Liedersprache sein Geist hätte forterben können; leider aber war das unmöglich. Der einzige Erasmus Alberus, und späterhin wenige andre gingen im Ton der Kirchenpoesie, den Er angegeben hatte, auf seiner Bahn, wie wohl auch mit sehr ungleichen Schritten fort; der Meistersängerton bemächtigte sich des Gesangbuchs der Protestanten, und die kläglichen Zeiten, die bald nach Luther folgten, brachten vor Allem einen flagenden Ton in die Gesänge. Bald nistete sich auch der dogmatische Geist in sie, und zuletzt ward der größte Theil ders

derselben Nachwerk; so daß nach Luther beinaß der einzige Paul Gerhard, (und wie spät lebte dieser!) unter den Liedersängern hervorschim-
 mert. 33) Eine poetische Reformation bewirkte Luther also nicht; (dessen er sich auch nicht an-
 maaste) vielmehr gaben die dogmatischen Strei-
 tigkeiten, die durch seine Reformation entstanden,
 dem Geist der Gelehrten eine ganz andre, ziem-
 lich unpoetische Wendung. Die lateinischen Schu-
 len, die Melancthon und andre verdiente Män-
 ner beförderten; zogen den etwannigen Genius
 der Deutschen zur lateinischen Poesie herüber;
 und da mit dem ober-sächsischen Dialekt, der durch
 Luthers Bibelübersetzung und Schriften allgemach
 zur Büchersprache ward, die Mundarten andrer
 Provinzen in den Schatten gedrängt wurden: so
 gingen auch die in ihnen vorhandenen poetischen
 Producte des obern und niedern Deutschlands
 auf eine Zeitlang und für die meisten Provinzen

Q 4

fast

33) Barth. Ringwalds treuem Eckard u. a. laße ich auch
 ihr Recht wiederfahren.

fast in Vergessenheit über. Bodmer hat diesen Schaden sehr beklagt, der in manchem Betracht auch nie ersetzt ward. 34) Einmal für alle war Deutschland durch den Streit über die Reformation zertheilt, und wenn ich so sagen darf, seinem Gemeingeist entrissen; es scheint nicht, daß es zu diesem so bald zurückkehren werde.

Indessen erholte sich allmählich der menschliche Geist wieder; und es ist sonderbar, daß eben der Winkel, der in ältern Zeiten der Deutschen Sprache die ersten poetischen Knospen und Blumen gegeben hatte, auch jetzt die ersten Schößlinge zu treiben anfing. Bis auf Opitz waren die ersten glücklichern Versmacher und Dichter Schwaben und Rheinländer; auch die erste Ausgabe Opitzischer Gedichte ward von Zinkgref in Strassburg veranstaltet. 35) Zwei, einander übrigens sehr

34) In seiner Deutschen Grammatik, in seinen litterarischen Aufsätzen, und sonst.

35) Opitii Deutsche Poëmata. Samt einem Anhang mehrerer Gedichte andrer Deutschen Poeten. Strassburg, 1624.

sehr ungleiche Männer, beide aus dem Württembergischen, zeichneten sich in dem damaligen Unwesen der Dinge Deutschlands vor andern an feinerem Geist aus; und es war natürlich, daß beide sich in der Poesie versuchten. Ich lege Ihnen darüber ein paar vor zwölf Jahren gedruckte Briefe bei, die ich nur hie und da nach meiner jetzigen Denkart verändert habe: denn, daß ich mich selbst aus schreibe, muthen Sie mir wohl nicht zu; und wozu sollte es auch in dieser Sache dienen?

B r i e f

über Johann Valentin Andrea
deutsche Gedichte. 36)

Johann Valentin Andrea, geboren 1586. im Württembergischen, ein Enkel des Jacob Andrae, 37) der zur Formula concordiz sich so geschäft-

Q 5 schäft-

36) Deutsches Museum 1779.

37) Der Enkel hat das Andenken seines Großvaters auf eine sehr würdige Art zu ermenten gesucht. S. Fama Andreae reflorescens s. Jac. Andrae vitae, funeris, scriptorum etc, recitatio, Argent. 1630, 12.

schäftig bezeugte, war in seinem Vaterlande Dia-
 kon, Special, Hofprediger, Doctor, Kirchens-
 rath, Abbt, Generalsuperintendent u. f. Er
 hat vieles und dies meistens in einer sonderbaren
 Art geschrieben. Es sind nicht Schriften, sons-
 dern Schriftchen; nicht große leere Ede, sons-
 dern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll selts-
 amer, ungesuchter Merkwürdigkeiten; Aufsätze,
 die der Pöbel seiner Zeit anstaunte, die auch vies-
 len unsrer Zeit zuweilen befremdend, hie und da
 unverständlich und als Spielzeug vorkommen müß-
 sen; die aber alle von der feinen Erfindungs- und
 Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und
 scharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß
 und dem wiewohl unausgebildeten Dichtergeist
 des Verfassers zeigen. Alles, was er schreibt,
 wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einkleidung;
 er sagt in ihnen Wahrheiten, die wir jetzt und
 kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter ge-
 rückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie mit so
 viel Liebe und Redlichkeit als Kürze und Scharfs-
 sinn;

sinn; so daß er in seinem freitenden, verkehrten
 den Jahrhundert, wie eine Rose unter Dornen,
 noch jetzt, neu und frisch dasteht, und in zartem
 Wohlgeruch blühet. Ich kenne einen Freund,
 der seine Schriften, so zerstreuet und selten sie
 zum Theil sind, mit grosser Liebhaberei gesamm-
 let, zum Theil übersetzt hat und diesem guten
 Andred ein kleines Denkmal zu stiften Willens
 ist, wie es unsere Zeit fordert. Ihm also nicht
 vorzugreifen, spreche ich von den Lateinischen
 Schriftchen dieses Mannes kein Wort mehr und
 bleibe bei seinen Deutschen Versen, die er unter
 dem Namen: geistliche Kurzweil Strass.
 1619 tit 12. herausgegeben hat, und die nur 8
 Bogen betragen.

Erwarten Sie in ihm keinen Klassischen Dichter
 unserer Zeit; die seine und auch der damalige
 Zustand der Deutschen Sprache litt es nicht. Das
 mals schrieb alles Latein; und auch Er schrieb,
 was er gefiehl schreiben wollte, in dieser Sprache;
 fürs Deutsche blieben, wann ich so sagen darf
 nur

der Freibank, der Kenner und wer nicht? habest
 sich dieses Sylbenmaasses bedient, daß ichs bei-
 nah den Hexameter der alten Deutschen nennen
 möchte. Die Sprache unsers Dichters ist der
 schwäbische Dialekt, der ihm zum Gebrauch dess
 selben besondre Vortheile gibt. Er wirft das
 der, die weg, und setzt ein d' hin, wie die Eng-
 länder: er zieht die Pronomina, einem, ei-
 nen, die Supina, behütet, geachtet, in ein,
 ein, behüt, geacht zusammen; die Vorschlags-
 sylben ge, be, zu macht er zum Vorschlage b,
 g, z, wie der lebendige Dialekt thut — zehn
 Vortheile mehr, die den Vers so gedrängt und
 voll, die Sylben und Bilder so leicht und überz
 hinlaufend machen, daß wir mit unserm Sylben-
 bau, wo jeder Vorschlag, jedes Vorwort, ein
 unwesentlicher, nur der Flexion wegen hinzukom-
 mender Theil der Rede, wie ein grosser Herr
 langsam einherschreitet, dagegen schlecht bestehen.
 Dort zieht der Gedanke, oder das Gemälde so
 leicht vorüber, als man sie spricht; ja auch im
 Bau

Bau und Maas der Sylben erscheint dadurch mehr Proportion und Zusammenordnung. In Lehrstellen, Sentenzen, kurzen Gleichnissen und Gegensätzen ist daher auch unser Andred besonders glücklich; so wie auch in komischen, witzigen Zügen. Doch ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen, und wähle also gleich das erste, ein sehr ernsthaftes Stück seiner Sammlung. Es ist auf den Tod einer Freundin geschrieben, theilnehmend und voll edler Dichtung: eine wahre Glorification derselben. Sehen Sie sich in diesen Zustand des Verfassers, wenn Sie es lesen wollen, und nehmen ihm auch seinen kleinen Anstrich von Mystik, so wie den Trost seines Herzens aus geistlichen Liedern nicht fremde: er schrieb aus seiner Seele und nicht für unsre Zeit. So hebt er an:

Wenn wir die Welt mit Fleiß ansehen,
 Wie All's thut durch einander gehn,
 Wie der Böß herrscht, der Fromme leidet,

Der

Der Narr viel schwätzt, der Weise schweigt,
 Der Dieb wohllebt, der Redlich' fast',
 Faulheit bringt Lohn, die Arbeit Last,
 Frechheit gewinnt, der Sorgsam' liegt,
 Wer viel hat, nimmt; wer nichts hat, giebt:
 Und läuft also, in einer Summ,
 Die Weltkugel im Cirkel um —
 So wird uns unsre Lebenszeit
 Zu lauter Pein und Herzeleid,
 Zu Kerker, Ketten, Band und Strick,
 Und sehnen uns all' Augenblick,
 Wie wir ein' Lust mögen gewinnen,
 Daß wir der Dienstbarkeit entriessen,
 Daß uns so manche Jahr' und Tag'
 Nicht werden zu ein'r lautern Klag',
 Daß wir in diesem Jammerthal,
 Erhalten auch ein klein Labfal.

Drum mancher ihm selbst nimmt die Flucht,
 Und nur Ruh in der Bildniß sucht,
 Vermeint, was nicht bei Menschenkindern

Woll'

Woll' er bei wilden Thieren finden.
 Allda kein Hof, kein' Schul, kein Rath,
 Kein Schmeichler, Heuchler, Advokat,
 Kein Bührer, Künstler und Sophist,
 Kein Wirth, Kriegsgurgel und Maulschrist,
 Und was dergleichen Werkzeug' seyn,
 Dadurch die Welt ihr macht viel Pein;
 Zumal der Mensch sein hoch Herkunft
 Macht schnöder denn die Unvernunft:
 Denn je die Thier' in ihrer Art
 Mehr Snüg' und minder Widerpart
 Haben in dem, was Gott beschert,
 Wo's ihnen nur der Mensch nicht wehrt,
 Der sie mit seiner List und Pracht
 Auch seiner Unruh theilhaft macht,
 Daß Unvernunft durch Wiß regiert,
 Noch mehr ein wildes Leben führt.

Als kam mir neulich zu Sinn,
 Daß ich von Menschen lief dahin,
 Und suchte mir einen grünen Wald,

Da

Da ich so manch scheußlich Gestalt,
 Der Menschen Werk, schlug aus dem G'müth,
 Und stillt mein Herz, das in mir wüt,
 Erhöht die Sinn', die gar verwirrt,
 Erforscht mein' Seel, die sehr verirrt,
 Fragt die Natur um ihren Willen,
 Sprachet mit Gott, der gern bei Stillen,
 Schauet den Dienst der Kreatur,
 Und besah mit Fleiß die ganze Uhr
 Der großen Welt, wie die regiert,
 Mit Weisheit, Lieb' und Macht geziert:
 Das macht mich bald ein'n solchen Herren,
 Daß ich all' Gemeinschaft wollt verschwören,
 Und deucht mich: ja, hic wär' gut seyn,
 Da nicht wär'n Löwen, Wölff und Schwein,
 Füchß' und Hund' in der Menschen Gestalt,
 Sondern ein Jedes sein' Art behalt.

Indem mein' Seel' sich so ergezt,
 Mein Leib sich auch in Schatten setzt,

A

Mtz

Meine Sinn' ruhten in sanftem Saug,
 Meine Fantasei wollt fliegen aus;
 Allgemach mein Haupt sich neigt zur Erd,
 Vor Sicherheit kein Sinn sich wehrt,
 Die Augen blinkten; Händ' und Fuß'
 Mein ganzer Leib seine Nerven ließ.
 Ich hört' und hört nicht, sah ohn' Gesicht,
 Mein Leben war wie ein Gedicht,
 Bis daß der ganze Block da liegt,
 Und hat der Schlaf an mir gesiegt.
 Und sorgt' nun nicht, was Ost und West
 Uns bringen möcht' für fremde Gäst,
 Oder das fünft' Hauptkönigreich
 Glaub' und Scepter werd' machen gleich,
 Oder wer mach' den grossen Stein?
 Wenn lauf der ewige Haspel fein?
 Das alles mich gar nicht verlehzt;
 Aber ein Traum mich wohl ergötz.

Mich daucht, wie es fast finster wär,
 Viel Nacht und Nebel um mich her,

Auch

Auch Schrecken, Furcht und Traurigkeit;
 Ein jedes scheint, als trüg' es Leid.
 Mächtig Woglein seufzt, manch Taublein karrt.
 Und wurd' ein kläglich Leben geführt.
 Es schien, als wollt die Erd und Himmel,
 Einen Sauf anheben und Getümmel,
 Und jedes Ursach' hab zu Klagen, —
 Ich kann es doch nicht alles sagen:
 Denn mir in solchem Wunderding'
 All Wuth und Wiß war gar gering';
 Zulezt hört' ich ein' weiblich Stimm:

„Mit Fried und Freud' fahr' ich dahin:
 O treuer Gott, nach deinem Wort,
 Führ mich hin in der Freuden Ort.“

Die Wort hatt' sie kaum ausgesredt,
 Alsbald' beweget sich die Städt',
 Und ließ sich merken ein dunkler Schein,
 Gleich wenn die Sonn' schier auf will seyn,
 Und fast die ganze Natur ein Wuth,

Hofft, es soll wieder werden gut.

Ach, wie gar mag ich sprechen nicht,

Wie sich hält, wenn dies Licht anbricht

Und wird dabei gehört ein Gesang,

Wie aller Freuden ein Anfang —

Der lautet: „Wohl dem Menschen, wohl!

Der die Welt kann verlassen!

Und lebet, wie ein Christ thun soll,

Gehet auf des Himmels Strassen,

Der wird zuletzt, des Leids ergetzt,

In Freud gesetzt,

Da ihn kein Feind nicht mehr verletzt,

Drum komm hieher, du Gottes Braut,

Dich holet heim, dem du vertraut.“

O Wunder groß! was seh ich hier!

Der Himmel macht eine helle Thür.

Die Sonn muß vielmal heller seyn,

Will sie gleichen dem hohen Schein.

Nun ist das Erdreich ganz erleucht,

All Dunkel, Leid und Kummer weicht.
 Mein Herz, das hüpfet; ich bin entzündt.—
 Wer ist die, so mein Gesicht nicht kennt?
 Wer ist die weibliche Kreatur,
 Die ich dort seh so klar und pur?
 Wer ist so grosser Ehren werth,
 Daß sich freut Himmel und die Erd? —

Wie ich mich so entsetzt fast
 Eine Wolf'gemach sich niederlast,
 Von Farb', gleich wie die Morgenröth,
 Von Geruch, als der best Würzgart thät,
 Darbei hört man ein' Musik rein,
 Dergleich auf Erd möcht keine seyn:

„Dort beim Ewigen ist der Ruh,
 Da ist Freude, da ist Schuß,
 Alles kan der bei ihm fassen
 Der durch ihn kann alles lassen — —

Ich dacht: o weh dem Menschenkind,
 Das da viel sucht, da man nichts fundt! —

Indem hat sich die Wolf' getrennt,
 Daß man nunmehr die Musik kennt;
 Das waren zwölf Jungfrauen rein,
 Je zwei und zwei geschlossen fein:
 Ihr Gesicht, Habit und ganze Art,
 Zeigt wohl, daß es nichts Menschlich's ward:
 Ihr' Himmlisch Lieb' und Einigkeit,
 Ihr' göttlich Freud' und Freundlichkeit,
 Die gaben mir den schönen Bericht,
 Wies sey, wo Gottes Will geschicht.
 Hierauf die Seel nach meinem Sinn
 Erhub mit Freud nochmal die Stimm,
 Und sprach: „O Herr, ich bin zu gering
 Deiner Lieb' und dieser grossen Ding
 Doch thu, Herr, wie du hast gesagt,
 Hier bin ich, dein' unwürdig' Magd.“
 Hiemit der ganz' Jungfräulich Chor
 Rings um sie her schwebet empor —

Hier, wo ich nun eben zu schreiben anfangen sollte,
 hier, wo der Mittelpunkt des Gedichtes ist,
 daß

daß alle Tugenden und Uebungen der Erde, alle Mühe und Verläugnung dort ewigen Werth und Lohn finden, hier — breche ich ab. Die Zwölf Jungfrauen, die erscheinen, sind Glaube, Hoffnung, Andacht, Liebe, Keuschheit, Gehorsam, Freigebigkeit, Duldung, Einfalt, Demuth, Mäßigkeit, Arbeit. Alle reden die Ankommende aufs liebeichste an, loben sie, krönen sie mit ewigen Lohne. Die ganze Erfindung ist in Spensers Geist und ihre Worte sind zum Theil Sprüche von ewigem Glanz und Werthe; welcher Ausdruck aber müßte nicht diesem Gegenstande, dieser Vorstellung selbst nachbleiben? Ich übergehe also ihre Reden und der entzückte Seher fährt fort:

Aber was hör' ich, ich vernimm,
Der ganze Chor singt mit heller Stimme:

„So geh nun ein ins Leben,
Das dir von Anfang ist bereit!“

Nimm an, was Gott thut geben,
 Genuß der ewgen Freud!
 In Ruh, in Freud', in Wonne,
 Tritt ein ins ewge Licht.
 Ergeß dich in der Sonne,
 Da nun dir nichts gebricht.
 Dein warten mit Verlangen,
 So in der Freud' voran;
 Und werdens auch empfangen,
 Die du auf Erd verlan.,,

Dies war also die letzte Stimm
 Damit fuhr all' mein' Freud' dahin,
 Damit theilt sich der Himmel wieder,
 Und nahm sie weg; ich blieb hienieder,
 Und seufzte, sehnte mich nach ihn'n —
 Ach, daß ich noch im Fleische bin!
 Ach, daß ich trag so schwer Gewicht,
 Daß ich mich mag aufschwingen nicht!
 Ach, daß ich noch mit Fleisch und Bein
 Mit Stückwerk muß gebunden seyn!

Was

Was andre freut, mich nur betrübt,
 Was andre ehrt, mich nur bemüht.
 Was andre lehrt, mich nur verwirrt,
 Was andre speist, mich nur stets irrt. —

Das zweite Stück enthält eine Pastoraltheologie für junge Kandidaten, voll launiger, komischer Züge, und so wahr, so wahr auch jeso; es ist aber zu lang und muß auf einen andern Ort warten. *)

Die folgenden Gedichte sind theils Lieder, theils sehr wohl ausgedruckte moralische Sentenzen; ein paar Proben derselben will ich beifügen.

Andrea hat auch einige Sonnette von Campasnella übersetzt, die aber hart sind. Gung, diese Anzeige soll nichts als einen feinen, dichterischen Kopf bekannt machen, der aber unter dem Geschmack seiner Zeit, und unter andern Geschäften erlag. Seine Deutschen Verse zeigen nur von

R 5

fern,

*) Ich habe es seitdem den Briefen, das Studium der Theologie betreffend, beigefügt.

fern, was er hätte werden können; seine lateinischen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Und so lange sein Geist in diesen Schriftchen, noch mehr aber in seinen thätig gestaffelten Einrichtungen lebt, wird Nachwelt und Vaterland seinen Namen segnen. War er kein Dichter, so war er etwas bessers, ein ausübender Lehrer der ächten Menschenliebe und Menschenweisheit.

— Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras

Pastores, mandat fieri sibi talia Daphnis.

Einige Sprüche

von

J. B. A n d r e ä.

Wer sich demüthiget vor Gott,
Der Mensch gewiß auch Gaben hat.
Nichts Eitellers als eigne Ehr';
Der Stolge ist gewiß auch leer.

Wer

Wer weise zähmet seinen Mund,
Dem Menschen ist sein Herz gesund.
Nichts schöner, als Wort ohne That;
Geschwätz ist der Thorheit Verrath.

Wer sich verlobt zu Gottes Dienst,
Der Mensch hat immer, was er wünscht;
Nichts Armers, als der Welt seyn hold,
Undank und Schande ist ihr Loth.

Wer sich vergnügt mit seinen Gaben,
Der Mensch muß viele Gaben haben.
Nichts Schreienders als leere Töpf,
Suchen ohn' Zweck macht Schwindeltöpf.

Die verborgene Liebe.

Edele Liebe, wo bist du bei uns verstecket,
Daß sich dein Ursprung uns so selten nur ent-
decket?

Von Gott bist du geboren,
Gott selbst hat dich erzeugt,

Dem

Dem Menschen auserköhren,
Dem die Natur sich beugt.

Liebliche Liebe, wo bist du bei uns verborgen,
Daß wir dein Saft und Kraft nicht schmecken heut
noch morgen?

Die Welt thust du erfüllen
mit süßem Honigseim,
das größte Leiden stillen
durch deinen milden Schein.

Innige Liebe, wo bist du bei uns verschlossen,
Daß wir zu deiner Treu uns schicken so vers
drossen?

Alles kannst du verbinden,
was irgend ist zerstreut,
In dir ist Alles zu finden,
was Menschenherzen freut.

Stetige Liebe, wo bist du bei uns verlohren,
Daß du, Standhafteste, nie kommst vor untre
Ohren?

Du

Du mußt den Bund erhalten
Den Bund der Menschenspflicht;
Denn Liebe mag nicht alten,
Die Treu kann rosten nicht.

Erstliche Lieb', wohin bist du bei uns vertrieben?
Daß uns dein Muth nicht stärkt, wie viel auch
aufgeschrieben.

Du nimmst dem Kreuz sein Gewichte,
Du nimmst dem Kelch die Gall,
Daß sich ein Christ aufrichte,
stärk mit den Brüdern all — u. s.

8.

Der zweite Dichter, den ich aus den unmittelbar vor Opiß vorhergehenden Zeiten nennen wollte, ist Georg Rudolph Weckherlin, von dessen Leben ich mehr zu wissen wünschte. In der Vorrede seiner Gedichte 38) klagt er, daß sein väterliches Erbgut durch den unmenschlichen Krieg, in seines Bruders Händen zu Stuttgart und Blochingen, mit ihm selbst und seinem Vaterlande, auch viele seiner (Rudolf Weckherlins) hinterlassenen Schriften und Gedichte zu Grunde gegangen. Er führt an, daß die, denen er genug bekannt gewesen, es wohl wissen, daß er vor dreißig, ja mehr denn vierzig Jahren der Deutschen Sprache Reichthum und Zierlichkeit den Fremden durch seine Gedichte vor Augen gelegt. Die Buhlerlieder, die er sehr jung verfertigt, seyn längst verlohren; andre Stücke, sonderlich
etlis

38) G. R. Weckherlins Geistliche und weltliche Gedichte
28. Amsterd. 16. 10 12.

etliche Ovidische Fabeln seyn ihm in Frankreich und England entführet; die übrigen, Sonnette und Butercien seyn in Deutschlands Feuer und Asche gerathen und also als seiner jungen Thoriheit Funken zu nichts worden; inmaassen es denn gewiß sei, daß

gleichwie wir Menschen dahin sterben,

also auch unsre Werk verderben.

Er freuet sich, daß viel hohe und vortrefliche Personen, ja auch gute Dichter in England, Frankreich, Italien, Spanien und andern Landen so wohl als in Deutschland ihn geliebet haben und noch lieben. Er führet an, daß er schier sein ganzes Leben, oder doch mehr denn vierzig Jahr her ohn Ablass in großer Herren, Fürsten und Könige Diensten, schweren Geschäften und Reisen zugebracht, und sich zwischen diesen mühsamen und stetigen Geschäften kaum einige angenehmere, denn diese, ihm natürliche, Ergözung und Kurzweil genommen. Statt ihn zu tadeln, möge man sich

sich also vielmehr verwundern, daß er nicht lieber
 den Mufen und der Deutschen Sprache gar einen
 Scheidebrieff und ewigen Urlaub gegeben. Und
 in der That zeigen seine Gedichte, daß er nicht
 nur mit allen gebildeten Sprachen Europa's und
 mit den berühmtesten, trefflichsten Menschen sei-
 ner Zeit, sondern auch mit dem grossen und fei-
 neren Weltlauf einheimisch und innig bekannt ge-
 wesen. Seine Gedichte athmen den Geist der
 grossen Welt; sie sind voll sinnreicher, artigen
 Wendungen bis auf die damals viel geltenden
 Concetti der Italiener. Die Englische Sprache
 scheint ihm seine zweite Muttersprache geworden
 zu seyn; ihr eifern seine Gedichte in Ansehung
 des Dranges der Worte bis zum Ueberladenen
 nach; sie sind voll Unglichkeiten. Ausser Englischen
 hat er aber auch Griechische, Lateinische, Italia-
 nische Stücke, alle jedoch in eigener Art nachgebil-
 det. 39) Die Liebesgedichte, (Zulereien, wie

39) So ist z. B. die 30. Ode seines 2ten Buchs, die
 die

er sie nennt,) scheinen ihm am meisten gegliickt zu seyn; seine Myrtha ist so artig und schön besungen, als kaum eine Doris und Chloris besungen worden.

Ohne Zweifel kennen Sie bereits einige Stücke von ihm, die Zinkgraf, Bodmer und Eschenburg bekannt oder wieder bekannt gemacht haben; der feine Geschmack des letztgenannten hat sich vorzüglich an seine schönsten Stücke gehalten. 40) Indessen schlage man das Buch auf, wie es fällt; so stößt man in seinen weltlichen Gedichten, auf

Artige

Lüge, eine Nachbildung des herrlichen Stücks, das Walter Raleigh die Nacht vor seinem Tode geschrieben haben soll: go, soul, the bodle's guest; Reliques of ancient Poetry (Vol. 2. p. 306.) Die 3te Ode Ulysses und die Syrene ist wörtlich das Gespräch: Ulysses and the Syren (Reliq. Vol. 1. p. 312.) Die Kennzeichen eines glückseligen Lebens Rel. Vol. 1. p. 320. und dem Italienischen ist ungemein vieles sowohl in den Oden als Sonnetten nachgebildet.

40) Auserlesene Gedichte der besten Deutschen Dichter, von Eschenburg B. 3. Braunsch. 1778.

Urtigkeiten und Lieblichkeiten, in denen ihn auch in späteren Zeiten wenige übertreffen haben möchten. Ich theile Ihnen den Brief mit, den ich vor funfzehn Jahren zu Erweckung seines Andenkens geschrieben habe, 41) und lege seine Gedichte selbst bei. Sie werden, die Fehler seiner Zeit abgerechnet, in ihnen viel Vergnügen finden.

P r o b e n

aus Rudolph Beckherlins Gedichten. *)

Ueber einen Kranz.

Die Rosen, Lieb' *) in deinem Kranz
sind roth, wie deiner Lippen Glanz;
Die frische Lilien vergleichen
sich deiner zarten glatten Hand,
und dieses güldenklare Band
muß deines Haares Golde weichen.

Der

41) Deutsches Museum, 1779. Octob. Nr. 2.

*) Mit wenigen, fast unmerklichen Veränderungen.

*) Love, my love.

Der Rose giebt Ein Tag den Gang,
 Die Liljen blühen auch nicht lang',
 und deine Blum' ohn Wiederkehren
 veraltet einst und neiget sich.
 So sollt' auch dieser Goldfad dich
 des goldnen Fadens Kürze lehren.

Warum dann bist du so feindlich?
 Warum sprichst du so unfreundlich?
 Warum thust du mich so betrüben?
 Erbarmst du dich nicht über mich,
 Mein, so erbarm dich über dich,
 Und laß uns jetzt einander lieben!

Stumme Rede der Liebe.

Wenn, Myrta, Reden und Stillschweigen
 wenn beides hindert unser Glück,
 So laß uns unser Herz bezeugen
 Durch sich besprechende Anblick';
 Denn Amor, den wir allzeit ehren,
 Wird diese stumme Sprach uns lehren.

Laß hin und her die Blicke fliegen,
 Getreue Boten deiner Gunst,
 Der Neider Thorheit zu betriegen,
 Die nicht verstehn die leise Kunst.
 Denn Amor, welchen sie nicht ehren,
 Wird sie die stumme Sprach' nicht lehren.

Solt' aber Jemand sich verdrießen
 Ob unsrer Lieb' Anblicken-Fahrt,
 So müssen wir uns dann begrüssen
 Mit dem Geist, nach der Engel Art;
 Und Amor, welchen wir stets ehren,
 Wird solche stumme Sprach' uns lehren.

Und also wollen wir betriegen
 Der falschen Schwärmer Müß und Leid,
 Und doppelt uns nach Lust vergnügen,
 In ihrem Neid' und unsrer Freud';
 Weil thöricht sie nicht Amorn ehren,
 Wird er sie diese Sprach' nicht lehren.

Kenn-

Kennzeichen eines glückseligen Lebens.

Ach, wie glücklich ist das Leben,
 Dem keines andern Will gebeut,
 Der ohne Mißgunst, Neid und Streit,
 Sieht andrer Glück vorüber schweben.]

Der seine Wünsche selbst regieret,
 Indes sein frommer deutscher Muth
 Ist sein bewehrter Schutz und Hut,
 Darunter sein Herz triumphiret.

Der kein Geschrey noch Lob begehret,
 Dem Wahrheit ist die größte Kunst,
 Den Fürsten; oder Pöbel; Gunst,
 Den Furcht und Hofnung nicht bethdret.

Der die Fuchsschwänzer fort läßt gehen,
 Nicht speisend sie von seinem Gut;
 Und dessen Fehl, Fall und Armuth
 Kann seine Hasser nicht erhöhen.

Der selbst nicht weiß, wie übel schmerzet
 Des Bösen Lob, des Frommen Fluch;

Dem ein Freund oder gutes Buch
Schadlos die lange Zeit verkürzet.

Und dessen Muth vor nichts sich scheuet,
Als allzeit fertig für den Tod —
Der ernstlich früh und spät zu Gott
Um Gnade, nicht um Güter schreyet.

Der Mensch besorgt sich keines Falles,
Denn Er ist frey, reich, gut und groß,
Sein selbst Herr, ob er wohl landlos,
Und, habend nichts, hat er doch alles.

A l l G l ü c k g u t .

Das Glück ist allen gleich und gut,
Ist auch beständig heut' und morgen;
Den Reichen giebt's Furcht, Müh und Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn und Muth.

Lob

Tod eines Lasterhaften.

Gelebet hat er nicht, als ob er sterben sollte;
Gestorben ist er nicht, als ob er leben wollte.

G l ü c k.

Das Glück hat vielen, wohl zu leben,
Zu viel, doch keinem genug gegeben.

T o d.

Mit dem gnablosen Tod muß Jung und Alte
dahin;
Die Jungen findet er, die Alten finden ihn.

Ueberschrift eines Spiegels.

Bist du schön, so gebrauche Fleiß,
Dich nicht mit Lastern zu beslecken;
Und bist du häßlich, so sey weiß,
Den Fehl mit Tugend zu bedecken.

Martials Wunsch,

was das Leben glücklich macht;
verändert. *)

Fruchtreiche Arbeit, Müß' und Fleiß
Ein wohlverdienend; frommer Wandel,
Nicht köstlich, doch gut Trank und Speiß,
Errungner Reichthum ohn' Rechtshandel.

Gesund; und freier Geist und Leib,
Behaus; und Kleidung, rein und tüchtig,
Ein freundlich, keusch und kluges Weib,
Ein Ehbett, fröhlich und doch züchtig.

Trostreicher Schlaf, sorglose Nacht,
Lieb' allen, niemand Leid zufügen,
Ein Herz und Mund, ohn' Klag und Pracht,
Mit seinem Stande sich vergnügen.

Gedanken, Freund' und Bücher, gut,
Was Recht, stets lernen oder lehren,
Der Stirn und Zunge gleicher Muth,
Den Tod nicht fürchten, noch begehren.

*) Vitam, quae facit beatorem.

Die gegebenen Proben zeigen, daß Beckherlin, wie alle seine Vorfahren, die Sylben zum Verse mehr zählte, als maas, lieber, wenn ich so sagen darf, sie dem Sinn nach deklamirte, als Schulmäßig standirte. Er that dabei, was die Poesievollsten Nationen, Spanier und Italiener, (Franzosen ungerechnet) noch thun, und wovon sich die Wirkung jedem Ohr ergiebet: nemlich, der Vers bekommt dadurch Physlognomie und Leben, es wird eine Wortfolge, wie der Geist des Gedichts und der Strophe sie gleichsam forthaucht. Die Seele des Verses belebt auch den Wortbau und der Accent, den der Dichter jezt auf dies Wort, jezt auf jenes, als auf seine rechte Stelle zu legen wußte, thut seine natürliche Wirkung. Dazu kommt, daß, wie schon Beckherlin anführt, die deutsche Sprache bei diesem Versbau im Besitz und Gebrauch aller ihrer schönen, vielsylbigen und zusammengesetzten Worte bleibt, die zersezt und zerschnitten, oder zusammengedrängt und

5

auf

aufgeopfert werden müssen, wenn das Mühlenges
 Klapper des Jambischen Rhythmus ein Erstes
 und das Hauptgesetz bleibet.

Und wozu diene im Grunde dieser einförmige
 Rhythmus? Nehmen Sie ein Gedicht, das
 am schulmäßigsten skandirt ist, und wollen es les
 sen; wirds nicht unerträglich, wenn man im Les
 sen skandiret? Sie müssen also erst zerstören,
 was der Prosodiker hineinzwang, damit nur im
 lebendigen Gange der Gedanken das Gedicht
 Geberde und Antlitz zeige — schöne Kunst!
 schöne Mühe! Griechen und Römer konnten le
 send skandiren und skandirend lesen, Metrum und
 das lebendige Gemälde der Worte mischten sich,
 und der Sinn folgte. Wo geschieht dies bei uns
 fern eintönigen Jamben? Wer mag sie singen
 und skandiren, daß sie noch Jamben blieben?
 Das feine Ohr der südlichen Nationen Europens,
 die der römischen Sprache näher sind, verließ als
 so ein Gesetz, das weder die Sprache noch der
 poes

poetische Geist ertrug, indem es ihnen folgende Klöße an die Füße band und Schellen an die Ohren: sie zählen, aber sie messen nicht genau: sie deklamiren und lassen der Sprache, der Strophe, dem Gedicht, dem Verse des Gedichts ihre natürliche Physiognomie und Mäandringänge der Musik lyrischer Stücke damit etwas. Nichts weniger. Die wahre Musik hätte sich dieser mehrern Natur zu erfreuen, nicht zu betrüben. Sie selbst soll deklamiren; sie kann also tiefer und eigenthümlicher an die Seele reden, wenn sie ein lebendiges Wort; und Empfindungsbild auszubringen hat, nicht einen mechanischen Rhythmus. Italien ist abermals Zeuge. Gesang und Sprache wird bei ihm viel mehr Eins, als bei uns; warum? die Italienische Poesie skandirt nicht, sondern sie deklamiret. Kurz, wenn Beckherlin die Englische Poesie in Allem auszudrücken suchte, so that er wohl, daß er sie hierinn verließ und seinen Vätern folgte. Die Engli-

Englische Sprache ist voll einsylbiger Worte; die längeren werden zusammengezogen und nach dem Schall im Munde, nicht nach den Sylben gerechnet; bei uns Deutschen ist Alles dies anders. Und doch hat die Englische Prosodie Auskünfte getroffen, vor denen wir uns noch fürchten, und lieber unsre Sprache verderben. *) — —

Aufs

*) So wahr dies alles in Absicht der einförmigen Tacten, zumal wenn sie hölzern gebraucht werden, seyn mag: so paßt es nicht auf andre lebendigere Sylbenmaasse, in denen das Metrum mit dem Geist und Genie des Gedichtes, ja selbst mit der Physiognomie jedes Verses und jeder Strophe aufs innigste Eins wird. Keine Sprache Europa's kann sich hierinn der Griechischen so Zwanglos nähern als die Deutsche; und natürlich ist dies eine vollkommnere Verbesserung, als wenn die Declamation eines Gedichtes der Elanston desselben widerspricht und diese nur für das Auge gemacht scheint. Auf jenem Wege ist auch die innigste Zusammenschmelzung der Poesie und Musik allein möglich. Klopstock hat diesen Weg der Poesie eröffnet, und andre haben sich eigne Fußstiege gebahnet, so daß wir zur unständiren Barbarei nicht mehr zurückkehren können, noch dürfen.

Ausser dieser lebendigen Deklamation hat Beckherlin eine merkwürdige zum Theil beneidenswürdige Sprache, die theils provinzial, theils von ihm selbst gebildet ist. Oft wird sie hart, weil er dem Drange der Englischen Kürze zu sehr naheifert; überall aber, und auch in seinen Fehlern, giebt er Lehren. Wenn ich ein Schwabe wäre, wollte ich mir die Ausgabe dieses Dichters in seinen besten Stücken nicht nehmen lassen, und ein Idiotikon seiner Sprache mit ihm liefern. — Ein großer Theil seiner Gedichte sind Lobgesänge, meistens auf sehr würdige Personen, z. E. Gustav Adolph, Bernhard von Sachsen, Ernst von Mansfeld, den Ritter Watton u. a.; die meisten enthalten treffliche Stellen zum Lohu des Patriotismus und der Tugend. Kurz, mir wäre es nicht unwohl, wenn ich diesen Dichter von einer guten Hand wieder erweckt sähe; mich dünkt, Ihnen gewiß nicht minder. —

J. Mich

9.

Mich freut, daß Ihnen Beckherlin Freude gemacht hat; wenn Sie mich aber zur Fortsetzung meiner Briefe aufmuntern: so dünkte ich, wir ständen bei Spitz vor der Hand stille. Freilich giebt es auch in diesem bekanntern Zeitraum mehrere sowohl weniger bekannte, als unbekante Dichter; sie sind indessen nicht so selten, und man kann sich in Absicht ihrer eher zurecht finden.

Lieber wünschte ich ein andermal das Andenken einiger alten Prosaisten unsrer Sprache zu erneuern, die im Ganzen verkannter und dennoch gewiß nicht unmerkwürdiger sind als die Dichter.

Am besten wäre es, wenn wir eine Geschichte der Deutschen Sprache in Prosa und Dichtkunst, mit den gehörigen Belegen und einer Deduction der Ursachen erhielten, die beide befördert oder zurückgehalten haben. Die wäre mehr und ganz etwas anders, als das Andenken einzelner Dichter und Prosaisten. Also für jetzt zur Gnüge.

 V. Cä.

v.

E a c i l i a.

Wielleicht ist keine Schutzpatronin in der Welt zu ihrem Amt unschuldiger gekommen, als Cäcilia, die Schutzpatronin der heiligen Tonkunst. Sie kam dazu, weil sie auf die Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte, und mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ. So schreibt die Legende: a)

„Eine

- a) Dei vocem audiens Caecilia Virgo clarissima absconditum semper Evangelium Christi gerebat in pectore. Dominum stetitibus exorans, ut virginitas eius ipso conservante inviolata permaneret. Haec Valerianum quemdam iuvenem habebat sponsum, qui juvenis in amore Virginis perurgens animum, diem constituit nuptiarum. Caecilia vero subtus ad carnem cilicio induta, desuper auratis vestibus tegebatur. Parentum vero tanta vis et sponsi circa illam erat exaestuans, ut non posset amorem cordis sui ostendere et quod solum Christum diliret

„Eine edle Jungfrau, Cäcilia, hörte Gottes Stimme, und trug das Evangelium Christi verborgen in ihrer Brust. Mit Thränen bat sie den Herren, daß unter seinem Schutz sie eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüngling, Valerian, ward ihr Bräutigam, von brennender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der Tag ihrer Hochzeit bestimmt; mit Goldgestickten Kleidern ward Cäcilia bekleidet; aber an ihrem Leibe trug sie ein haarenes Gewand. Eltern und Bräutigam stürmten auf sie, daß sie die Liebe ihres Herzens, mit der sie Christum allein liebte, nicht zeigen konnte. Der Tag der Hochzeit kam, das Brautbett war

ge:

geret indicis evidentibus aperire. Quid multa? Venit dies, in quo thalamus collocatus est. Et *cantantibus organis*, illa in corde suo soli Domino decantabat, dicens: fiat cor meum et corpus meum immaculatum, ut non confundar; et biduanis ac triduanis jejuniis orans commendabat Domino, quod timebat. Invitabat angelos precibus, lacrimis interpellabat apostolos, et sancta omnia Christo famulantia exorabat, ut suis eam deprecationibus adiuarent, suam Domino pudicitiam commendantem. *Acta Cæcil.*

gesetzt, die Instrumente tönnten; sie aber in ihrem Herzen sang zum Herren allein und sprach: „reinige mein Herz, mein Leib sei unbefleckt, daß ich nicht vor dir erröthe.“ Sie fastete zwei, drei Tage und empfahl sich Gott in ihrer Furcht. Sie lud die Engel in ihren Gebeten zu sich; mit Thränen flehete sie die Apostel und alle Heiligen des Himmels, die Diener Christi, um ihren Beistand an, dem Herren ihre Tugend zu empfehlen u. s. Sie erhielt diese, bekehrte ihren Bräutigam und dessen Bruder, die beiden Engel sahn, der sie begleitete; sie litt endlich das Märtyrerkreuz, und ward eine Heilige der Kirche.“

So sprach die Legende und vergebens standen jetzt die Worte: *cantantibus organis illa in corda suo soli Domino decantabat*, nicht im Brevier der Kirche. Außer dem Zusammenhange, bei der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung, dachte man sich an den Hochzeit-Instrumenten, von denen Cäcilia ihr Gemüth ab wand:

wandte, jetzt — eine Orgel; man machte sie also gar zur Erfinderin derselben, gab ihr die Werkzeuge dazu in die Hand, und ließ diese ihr inneres Herzensgebet begleiten. So kam sie zur zweiten unverhofften Ehre, eine Erfinderin der Orgel zu seyn, von der in ihrer Legende gar nicht die Rede seyn konnte.

Endlich ward ihr eine dritte, ihrem Charakter noch fremdere Ehre. Seitdem sie zur Schutzpatronin der Musik (man weiß nicht, wenn? und wo?) erwählet war, und sich an ihrem Heiligentage, den 22. November, die Meister und Kunstgenossen derselben versammelten, ihre Schutzgöttin musikalisch zu preisen, empfing sie mit der Zeit Opfer, die sie an ihrem Hochzeitstage nicht angenommen hätte, und als eine Heilige des Himmels noch minder annehmen konnte. Man sang und muscirte vor ihr die Geschichte der Thais und des trunkenen Alexanders, wie er aus Kraft der Musik Persepolis in Brand steckte; die Geschichte

schichte Orpheus, den die Liebe ins Höllenreich trieb u. s.

So gehts mit den Namen der Menschen, mit ihrem Charakter und ihren Verdiensten. Auf dem Markte des Nachruhms, wenn alle auf ihm versammelt stünden, wie mancher würde über das, was man an ihm pries, und wie man an ihm preiset, erröthen! —

Weit entfernt indessen, die Heilige Cäcilia von ihrem schönen Sitz der Unsterblichkeit verdrängen zu wollen, und statt ihrer, wie ein Schriftsteller gethan hat, b) die heil. Nsoie, St. Vincenz, St. Odo, St. Aldric, St. Gall, oder gar den heil. Dunstan zum Patron der Musik vorzuschlagen, preisen wir diesmal den Mönchsirrtum sehr glücklich. Er hat eine schöne christliche Muse geschaffen, die durch Gemälde und Gesänge berühmt worden, und durch beide aufs Herz der Menschen wohlthätig gewirkt hat. Das einzige Gemälde Raphaels von ihr in Bos

b) Variétés historiq. et literair. Par, 1752, T. III. p. 242

logna macht sie; als eine himmlische Erscheinung, der Unsterblichkeit werth; sie hat in ihm einen eignen Charakter gewonnen, der weder eine Elia, noch eine Maria oder Magdalena darstellt; eine erhabne, standhafte Heilige ist sie, und zugleich die personificirte himmlische Andacht.

Desgleichen hat ihr Festtag Compositionen hervorgebracht, die, wenn sie auch in Wahl der Materie nicht eben alle zum persönlichen Charakter der S. Cäcilia stimmten, dennoch zu den classischen Meisterwerken der Kunst gehören, z. B. Drydens, Pope, Addison's, Congreve's Oden zum Cäcilientage, und vor allen andern Handels Musik zum erstgenannten Gedichte.

Schon ist's überhaupt für jede Kunst, eine solche Schutzgöttinn, und einen Tag des Wettstreits zu ihrem Preise in Ausübung der Kunst selbst zu haben. Man frenet sich dabei ihrer innern Natur, als eines himmlischen Geschenkes, erinnert sich der Wohlthaten, die sie dem Menschengeschlecht brachte, und sieht, eben durch

Dies

diesen festlichen Wettstreit neubelebt, ein fernes, unerreichtes Ziel vor sich; man fühlt die Kunst in ihrer unsterblichen, immer neu aufblühenden Jugend-Schönheit. Noch edler und anständiger wird der Cäcilientag dadurch, daß er eine christliche Heilige singet: denn Andacht, dünkt mich, ist die höchste Summe der Musik, heilige, himmlische Harmonie, Ergebung und Freude. Auf diesem Wege hat die Tonkunst ihre schönsten Schätze erbeutet, und ist bis zum Innersten der Kunst gelangt. Alle lustigen, kleinen Ergänzungen, die die Musik erschafft, sind unschuldige Spiele oder leichte Vorübungen zu dem erhabenen, umfassenden Genuß, den nur die reine heilige Musik unsrer Seele gewähret.

Nach diesem Gruß an Cäcilia set es mir erlaubt, einige Worte über ihre Kunst zu sagen.

* * *

I. Die tiefste Grundlage der heiligen Musik ist wohl der Lobgesang, Hymnus; ich möchte sagen, er sei dem Menschen natürlich. Wir

finden uns nämlich so ganz umringt von ungeheurer Macht und Uebermacht der Schöpfung, daß wir in ihr nur wie Tropfen im Ocean zu schwimmen scheinen; und wenn dies Gefühl über einen Gegenstand oder in einer Situation zur Sprache kommt, was kann es anders, als ein Ausdruck des Seufzers werden: „ungeheure Macht, „erdrücke mich nicht! hilf mir!“ Die wildesten Nationen haben auf solche Weise Anlässe zu Hymnen gezeigt; gesetzt, daß sie solche auch nur an ein mächtiges Thier, an einen ungeheuren Wasserfall oder Fels, an die Nacht, an Sonne, Mond und Sterne gerichtet hätten. Je mehr indeß der menschliche Verstand sich sammlet und gleichsam selbst begreift, desto mehr findet er in dieser ungeheuren Macht auch Regeln der Weisheit, einen Gang der Ordnung, der ihm dienen kann, und dem er dienen muß, mithin Gesetze der Güte und Milde. Sein Hymnus wird also immer beredter; er erzählt die wohlthätigen oder wunderbaren Eigenschaften der großen Schöpfung

in

in Beziehung auf sich selbst und auf andre mit ihm lebende Wesen: er nennt die Eigenschaften seines angebeteten Gegenstandes mit tausend Namen, deren ganzer Inhalt dieser ist: „Du bist groß; sei auch gut! schade mir nicht, hilf mir!“ Wenn endlich der Geist sich zum höchsten Ideal der Schöpfung, zu Gott, erhebt; ein Meer, in dem alle Vollkommenheiten zusammen fließen; ein Mittelpunkt, aus welchem alle Daseien strömen: was kann ein Wort an ihn seyn, wenn es ein Wort seyn soll, als Hymnus?, „Vor Dir, durch Dich, in Dir bin ich; zu Dir gehe ich wieder. Du bist alles, Du hast alles, Du gabst mir alles; gib mir das Edelste, Dir ähnlich zu seyn; hilf mir!“ Alle Völker, die Gott erkannten, haben in Hymnen solcher Art ihr Herz ausgeschüttet und ihre Vernunft gesammelt; auch in der höchsten Poesie ist der Plan solcher Lobgesänge äußerst einfach.

Es giebt nämlich zweierlei, physische und historische Hymnen. Jene wenden sich an

Begensklade der Natur und suchen gleichsam den großen unumschränkten Himmel, unter dem sie erschauen; diese können nur entstehen, wenn die Religion schon Geschichte, menschliche Geschichte worden ist, und liebet einen engern Kreis; aber auch sie gehen noch den einfachen Gang der alten Naturhymnen. Von beiden werden wir ein andermal in Beziehung auf die Griechen reden; jetzt bleiben wir bei dem, was dem christlichen Hymnus Materie und Form gegeben.

Ohne Zweifel war dies vor allem andern das Hebräische Psalmbuch. In ihm sind Lobgesänge der vortreflichsten, reinsten Art vorhanden, Gesänge die noch von keiner Nation übertroffen worden, ja die in jedem ihrer Glieder Jubel und Klang gleichsam mit sich führen. Der Geist der Sonnkunst wohnt ihnen so innig ein, daß er sich jeder Sprache mittheilt, in welche sie übersetzt werden; auch in den härtesten Mundarten roher Völker singt sich mit ihnen heiliger Gesang an
zu

zu regen. Und zwar ist es Tempel- und Chorgesang. Dieser Charakter ist ihnen mit dem Parallelismus ihrer kurzen Verse und Glieder un-
ausstilgbar eingepreget: daher auch ins Christenthum mit ihnen sogleich die zwei Stimmen (Priester und Volk,) die Antiphonieren kamen. Musste Musik nicht die Basis eines öffentlichen Gottesdienstes seyn, dessen Religion sich die ganze Schöpfung, ja die Freuden des Himmels selbst als einen Tempel- und Lobgesang, als ein ewiges Hallelujah bedachte? Das Dreimal-Heilig, das Ehre sei Gott in der Höhe, das ewige Hallelujah der Schöpfung bewegt also auch das Schiff der christlichen Kirche; in Hölen und Tempeln ward ihre Gemeinde davon ein leises oder lautes Echo.

Damit schliesse ich nicht aus, daß nicht auch Griechische und Lateinische Modulationen den christlichen Kirchengesang bestimmt haben; die ältesten Hymnen zeigen dies unwidersprechlich. Nothwendig mußte das Christenthum, sobald es aus
Iur

Judda ausging, in jedem Lande, in dem es sich festsetzte, den Charakter und die Modulation der Sprache dieses Landes annehmen, also auch von ihrer Dicht- und Tonkunst lernen; und am meisten war dies bei der Griechischen und Römischen Kirche der Fall, da beide dieser Sprachen, insoweit die Griechische, so Poesie- und Tonreich waren. Indessen war und blieb dies alles nur ein Geräth, das man im Geist der Psalmen und des Jüdischen, hin und wieder auch des ehemaligen heidnischen Gottesdienstes gebrauchte, an dessen Stelle die neue Liturgie trat. Das Volk sollte beschäftigt, ergötzt, erbauet werden; wie konnte dies anders geschehen, als daß man sich seinem Ohr, Auge und Genius bequemte?

II. Nicht aber macht der Hymnus allein den Gottesdienst aus; die menschliche Seele, ein Instrument vieler Tonarten und Saiten, will auch ein sanftes, erbauliches Lied, den Zeugen einer stilleren Freude und leiseren Belehrung; sie will auch in Gefahr und Angst, in Kummer und Sehnsucht

sucht ein „Herr erbarme dich unser“, ein klagendes, ängstliches Miserere. Für alle diese Gemüthszustände und Situationen des Lebens hatten die Psalmen einen reichen Vorrath; und da die Kirche oft in Umstände gerieth, in denen sie solcher Angstgebete nöthig hatte, so ward dieser Vorrath der Psalmen vielfach gebraucht. Daher also die Bußpsalmen, die girende Stimme der Turteltaube in den Hölen und Steinklüften, die langen, klagenden Litaneyen mit dem wiederholten Echo des Kyrie Eleison; daher die Seufzer um Errettung, die Gesänge der Hoffnung eines andern Lebens. Auf Glaube und Zuversicht war die christliche Kirche gegründet; Glaube und Zuversicht erheben und beflügeln sich am stärksten mit dem Gesange der Andacht. Ueber den Gräbern der Entschlafenen tönte nicht heidnische Verzweiflung und Furcht fürm Todtenreiche; sondern sanfte Trauer und frohliche Hoffnung, Hoffnung des Wiedersehens, des ewigen Zusammenlebens mit einander.

III. Das

III. Das heilige Geheimniß endlich, das Geheimniß eines der Kirche beiwohnenden, sie erfüllenden, im Sakrament theilhaft werdenden Gottes, wie konnte es anders, als mit Intonationen einer göttlichen Gegenwart und Begeisterung gefeiert werden? Daher die hohen und tiefen Accente bei Einweihungen, und in den Momenten des Wunders. Selbst das christliche Glaubensbekenntniß, konnte von der Musik nicht ausgeschlossen seyn: denn es ward ein Gelübde des Herzens auf Leben und Tod über heiligen Gebeinen. Die ganze Idee der christlichen Kirche, daß sie eine Einzige, allgemeine, unter einander durch Einen Geist verbundene Gemeine sey, machte an sich schon Gesang, Gebet, Segen, Fürbitte zu einem allgemeinen Opfer, zu einem Weltverbreiteten Hallelujah.

* * *

Nachdem, was hier in größter Kürze angedeutet worden, ist es nicht zu verwundern, daß die
ganz

ganze Einfassung der christlichen Liturgie insonderheit in der Griechischen und Römischen Kirche Gesang ward; auch die Syrische und keine andre hat sich davon ausschließen mögen. Vom frühesten Stral der Morgenröthe beginnet der Gottesdienst mit Verskeln und Intonationen, Antiphonien und Doxologien; Psalmen und Hymnen wechseln; die Lesungen und Gebete, die Ermahnungen ans Volk sind gleichsam nur zwischengestreuet. Das Christenthum nämlich begann bei Völkern, die voll lebendiger Einbildungskraft und von großer Reizbarkeit waren; diese liebten Erweckungen des Herzens, einen Aufschwung der Phantasie durch Ohr und Auge. Und da ihnen, angezeigtermaassen, das Psalmbuch der Juden, sammt der Poesie und Tonkunst ihrer Landessprache, ja der Inhalt und Zweck der Religion nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, und des früheren Gottesdienstes, an welchen sie von Kindheit auf gewöhnt waren, zu Hilfe kam; so ward aus Gesängen und Sprüchen

den des alten und neuen Testaments, aus dem Gloria und Ave, aus Credo und Kyrie Alles gemacht, was die andächtige Tonkunst daraus machen konnte. Man gehe das Ritual der Griechischen und Römischen Kirche in diesem Gesichtspunkte durch; sie sind große Gebäude, ich möchte sagen, Labyrinth des musikalisch-poetischen Geistes, in denen Geschichte und Lehren nur ihre kleinen Wohnungen haben. Propheten und Psalmen sind hin und wieder vortreflich gebraucht, und über das Ganze ist ein Strom der Begeisterung, der lyrischen Fülle und eines so lauten Jubels verbreitet, daß, wenn man es auch nicht wüßte, man es mit großer Gewalt fühlt: „eine solche Anordnung sei nicht das Werk eines Menschen, sondern die Ausbeute ganzer Nationen und Jahrhunderte in verschiedenen Himmelsstrichen und den mannigfaltigsten Situationen.“ Einem Dichter, der für die Kirche mehr als einzelne Lieder dichten will, sind diese Bücher zu studiren eben so unentbehrlich, als dem Tonkünstler, wer er auch seyn

seyn mag, die unerreichbaren Muster der altern, Musik der Kirche. Denn, heilige Cecilia, mit welchen Wunder- und Herzenstönen hast du deine Lieblinge, einen Leo, Durante, Palestina, Marcello, Pergolese, Händel, Bach u. s. begeistert! In und aus ihnen tönte die heilige Musik in vollem, reinen Strome; bis sie sich nachher in tausend anmuthige Bäche zertheilt hat.

* * *

Ziehen wir aus dem, was historisch bemerkt worden, einige Folgen: so ergiebt sich vor allem, daß der christliche Kirchengesang von Anfange bis zu Ende eines Gottesdienstes oder Festes Ein Ganzes seyn müsse, das vom ersten bis zum letzten Tone Ein Geist belebet. Aus unsern protestantischen Kirchen ist diese Einheit ziemlich verschwunden, auf welche es doch in der ersten Kirche so fühlbar und groß angelegt war. Wir fangen freilich mit einem Demuthsvollen Kyrie an, und unterbrechen es zuweilen mit einem Gloria. Ein Allein

||

Gott

Gott in der Hdh: sei Ehr! soll das Gemüth erheben; Antiphonien und Lectiōnen werden eingestruet; ein sanftes Lied, ein gesungener Glaube sollen die Seele zum Gehör göttlicher Worte bereiten; der Genuß des Abendmals endlich soll in der feierlichsten Nührung mit Gesang und Segen den Gottesdienst beschliessen; wie weit sind wir aber davon weggekommen, daß dies Alles Ein Ganzes auch im sinnlichgeistigen Eindruck werde! Die Musik der Kirche sollte dies Band seyn: denn sie ist sinnlich und geistig; zwischen ihren Ufern sollte der Strom der Begeisterung und Andacht sanft oder stärker fortströmen. Aber die Orgel allein thut nicht; Instrumente allein werden auch nicht bewirken. Die Anordnung des Gottesdienstes selbst im Innern und Außern, Sänger, Leser, Prediger, die Gemeinde, also ihre Erziehung, der Zweck und die Art, wozu und wie sie beisammen ist, müssen dazu beitragen, daß Klopstocks goldener Traum, die Chöre, erfüllt werde. c)

Und

c) S. Klopstocks Oden, Hamburg bei Bode S. 227.

Und **the** dieser goldene Traum erfüllet wird, wollen wir wenigstens einige Worte von dem reden, was dem musikalischen Dichter und seinem Tonkünstler auch jetzt schon vor der Hand zu liegen scheint; so bald sie darauf Rücksicht zu nehmen geneigt wären.

I. Die Basis der heiligen Musik ist Chor: denn eine Gemeinde soll singen, und wenn zwei oder drei versammelt wären, so machen sie mit der ganzen Christenheit auf Erden Eine Gemeinde. Arien also, Duette, Terzette u. dgl. sind nie das Hauptwerk einer Musik der Kirche, gesetzt, daß sie auch in die Kirche gehörten. Nur auf dem Wege des Chors, (im weitesten Verstande genommen,) gelangt man zu jener Bewegung und Nahrung, die diese Musik erfordert. Die tiefste Demuth, ja ich möchte sagen, Vernichtung und Verschmelzung vor Gott, alle Ermunterungen zu Trost, Hoffnung und Freude, jene Ausbrüche des Glaubens, der Hoffnung, Frage und Antwort, Zweifel und Zuversicht, Kummer und Trost, Fluch und Segen sind in den reichen Sätzen

und Gegensätzen der Chorsprache: alten und neuen Testaments zu finden. Einen grossen Theil der biblischen Bücher schlage man auf, wo man will; und es fallen Stellen ins Auge, die, wie Stimmen Gottes und der Gemeinde, der Dichter nur aufnehmen und anwenden, der Tonkünstler nur fühlen und für das Herz der Menschen accentuiren darf. Hier ist Vorrath auf ewige Zeiten.

2. Der Chor des heiligen Gesanges ist aller Abwechslungen und Veränderungen fähig, die irgend nur in der reichen und weiten Sphäre seines Inhaltes liegen. Die Sprache der Psalmen und Propheten ist uns auch hier Muster. Man sehe z. B. den 2. 24. 42. 43. 46. 50. 68. 82. 87. 95. 113 — 118. 121 — 29. Psalm; welche Abwechslung des lyrischen Gesanges vom leisesten Solo bis zum vollsten Chor, in allen Stufen und Inversionen, ist in ihnen vorgezeichnet! Und der Gebrauch derselben, die Anwendung einer jeden Stimme und Antwort, wie mannichfaltig darf und kann sie seyn nach Inhalt und Zeiten! Hier also

also ist das lyrische Gebäude in höchster Würde und Vollkommenheit zu erbauen; hier oder nirgend: denn mit Worten und Tönen wirkt die Kunst hier rein. Es sind Stimmen, die sich hören lassen, und keine Personen; aber alle Stimmen der Welt, von der Stimme Gottes an, bis zum Laut und Seufzer jedes Herzens, jeder reinen menschlichen Empfindung. Die Symmetrie zweier Stimmen und Chöre bleibt indessen die Hauptabtheilung, wie bei jedem symmetrischen Gebäude, so auch hier; dies ist der Einfachheit gemäß, die sowohl das Herz als die lyrische Kunst wünschet.

3. Daß die Chöre von Hymnen und Liedern unterbrochen oder gleichsam aufgenommen, besänftigt, oder beflügelt werden, liegt abermals in der Natur der Sache. Wir sind aber auch hierinn hinter der ältern Kirche zurück geblieben. Die lateinische hatte nur wenige, kaum neun Haupt-Sylbensmaasse zu ihren Hymnen; diese sind alle populär und sehr faßlich; und doch sind von ihnen kaum

zwei und drei sehr unvollkommen zu uns hinüber gerettet worden. Das prächtige pange lingua gloriosi, die sapphischen und anapästischen Metra wagen sich nicht in unsern Kirchengesang, der größtentheils aus den Meisterfängerzeiten seine Melodien erhalten. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wollte man diesen mit weicherem, abwechselnden Sylbenmaassen vermehren; meistens aber geschah es so ganz ohne Geschmack und Würde, daß sich die neuen polymetrischen Gesänge zum Glück nicht erhalten haben; daher die ältern, unter welchen mehrere Vortrefliche sind, immer noch die vorzüglicheren bleiben. Und doch, wer sollte es dem Kirchengesange wehren, alle die Abwechslung, allen den Flug zu nehmen, den der Hymnus oder das Lied fodern? Aber Musik muß diese Melodien einführen; sie müssen zuerst in einem größeren Gebäude der Tonkunst erscheinen, daß die Gemeine sie, unvermerkt gleichsam und willig, lerne. Was in der Welt bedeuteter sanft der einzelne Vers eines Chorals, den wir
 jetzt

jetzt unsern Kirchenmusiken einstreuen? Bei der einzelnen Strophe eines Liedes wird ja die Seele nie warm; man spüret, wenn die Strophe aufhöret, eine unangenehme Leere; und es bleibt bei diesen Zertheilungen Alles ein künstliches Flickwerk. Nicht also die ältere Kirche. Ihre Hymnen sind kurz; allemal aber von mehreren Strophen, und zu allen blieb ihr das Dreimalheilig ein Muster. Da es nun überdem auffer allem und über allen Widerspruch ist, daß unsre Poesie und Sprache gegen die Sprache unsrer Vorfahren zehnfach ausgebildeter worden; warum wollten wir fortfahren, nur zwei Saiten zu berühren, da wir ein Instrument von zwanzig, von hundert Saiten in unsrer Hand haben? Sehen wir nicht, daß auffer der Kirche die Musik' erstauende Fortschritte gethan hat, daß durch diese selbst das Ohr des Volkes vieltöniger worden ist, und daß wir folglich nicht mehr wie unsre alten Vorfahren leyern und singen können, weil wir nicht mehr wie sie accentuiren, sprechen und le-

ben? Eine Reformation des Kirchengesanges dünkt mich also ein natürliches Erforderniß der Zeit zu seyn; auf dem angezeigten Wege, unter den breiten Flügeln der Kirchenmusik kann sie am leichtesten und angemessensten erlangt werden. Hier wird sie in allen Theilen harmonisch gebildet und eingeföhret; der Chor der Kirche nimmt sie willig auf.

4. Die Recitative können in der Kirchenmusik nichts als die Stelle der Lectioren vertreten; sie müssen also nur eingestreuet werden, dabei äußerst einfach, kräftig und kurz seyn. Sind uns die Evangelien nicht bekannt? liest sie der Lector nicht vor dem Pult? und wir wollten uns damit aushelfen, daß wir ihre einfachen Worte, an denen die Wahrheit der Erzählung haftet, mit fremdem, rhetorischen oder poetischen Schmuck verbrämen? Durch dies beschwerliche Kunststück erreichen wir nur Eins, daß wir mit vieler Mühe in langen Phrasen unnothig falsch sagen, was an sich in seiner alten evangelischen

Utschen Erzählung größten Theils sehr musikalisch gesagt war: denn es ist nicht zu bergen, daß der historische Styl der Bibel, so wie Osian, ja jede von Kindern und einfachen Völkern erzählte Geschichte der Musik viel empfängiger ist, als unsre künstlichsten Recitativ-Perioden. Die ältere Kirche fügte es also anders. Nur wenige Hauptworte nahm sie aus den Lektionen zum Gesänge auf, ließ diese in Antiphonien wiederkommend ans Herz bringen, als Hauptdenkmale der ganzen Geschichte. Dies dünkt mich sei der wahre Zweckmäßige Gebrauch derselben nach Ort und Zeit: denn warum dürfte der Gemeine eine Geschichte vorgesungen werden, die sie weiß, ja die sie eben gehört hat? Und welches sogenannte malende Recitativ könnte eine Geschichte malen? Aber Worte, Stellen aus der Geschichte ans Herz legen, das kann die Tonkunst.

5. Hiemit zeigt sich also, daß die Kirchenmusik auf keine Weise dramatisch seyn könne, und wenn sie dies seyn wolle, sie

u 5

ganz

ganz ihren Zweck verfehle. Auf dem Theater ist alles auf dramatische Vorstellung, Charakterhilderung, aufs Spiel der Personen eingerichtet; hier zeigen sich, wie gesagt, keine Personen, hier wird nichts repräsentiret. Es sind reine, unsichtbare Stimmen, die unmittelbar mit unserm Geist und Herzen reden. Sollte man biblische Geschichten dramatisiren; so gehören sie nicht für die Kirche, sondern mögen zu Hause in sogenannten geistlichen Cantaten gesungen oder gespielt werden. Vor der Gemeine verliert die einzelne Person, sie möge einen Petrus oder Johannes, eine Maria oder Magdalene vorstellen, nicht nur alles Ansehn mit ihrer Gehehrde, sondern das Wort ihrer Stimme verliert auch als Wirkung. Dies Wort muß ihrem Munde schon entnommen, und allgemeiner Gesang, ein Wort an alle menschliche Herzen geworden seyn: alsdann wirds eine Stimme der heiligen Kunst. So z. B. der Gesang Simeons, so selbst die Worte Christi, der Propheten und Apostel.

Die

Die heilige Stimme spricht vom Himmel herab; sie ist Gottes Stimme und nicht der Menschen; weh ihr, wenn sie, um sich sichtbar zu machen, ein theatralisches Gewand anleget! Diese Unsichtbarkeit, wenn ich sie so nennen darf, erstreckt sich bis auf die kleinsten Anordnungen und Verhältnisse der geistlichen Tonkunst. Eine Arie, ein Duett oder Terzett, das einzeln glänzet, jede Sylbe, in welcher der Dichter oder Künstler spricht, um sich zu zeigen, schadet der Wirkung des Ganzen und wird dem reinen Gefühl unauferstehlich. Dramatische und Kirchenmusik sind von einander beinahe so unterschieden, wie Ohr und Auge.

Hieraus ergibt sich aber auch, daß Eine die Andre nicht schmähen, oder verachten sollte: denn sie sind und bleiben, obwohl sehr ungleich, Schwestern. Es war Natur der Sache, daß aus der Kirchenmusik dramatische Musik entstand, so wie bei den Griechen aus dem Chor und Dithyramb die Tragedie ward, und diese in natürlichen Stufen

Stufen fortgieng. Es war Natur der Sache, daß die dramatische Musik vieles gewann, wozu sie im Heiligthum nie kommen konnte, insonderheit, ich möchte fast sagen, sichtbare Bestimmtheit. Sie mußte an einer vorgestellten Handlung Theil nehmen, diese vorbereiten, leiten, ausdrücken helfen; tändeln und lachen, sogar niesen und gähnen mußte sie lernen. Da sie einzelne Charaktere auszudrücken, individuelle Situationen zu beleben hatte: so ward sie aufs feinste und lebhafteste charakteristisch. Dies alles lag außer den Grenzen der heiligen Tonkunst; sie vergiftete sich selbst, wenn sie nach solchen verbotenen Früchten greifen wollte. Dafür aber blieb ihr ihr Baum des Lebens um so sicherer, die reine, allgemeinmenschliche Rührung; die dramatische Tonkunst selbst mußte nach seinen Blättern und Blüten greifen, wenn sie aufs Herz des Menschen, nicht bloß auf Auge und Ohr wirken wollte. Wie oft schließen wir unser Auge bei einer schönen Musik des Theaters, und mögen
die

die Gebärden des Sängers, die Reize der Sän-
gerin nicht mit ihr verbinden! Wie oft trennen
wir einen Gesang des Herzens von der ganzen
Scene, in der er gesungen ward und nehmen ihn
als ein Privat-Eigenthum mit uns! Hat ends-
lich die wahre Musik sich nicht sogar über alle Ins-
trumente ergossen, und mit jeder Situation des
menschlichen Lebens gleichsam familiarisiret, oh-
ne daß sie weder hier noch dort als Drama ers-
cheinet? Warum müßte sie denn im Tempel
dramatisch werden?

: „Also ist doch, wird man sagen, die wahre
Musik dem Tempel jetzt ziemlich entflohen? und
wird sie je in denselben zurückkehren?„ Ganz
entflohn ist sie daraus nicht; und es ist wahrschein-
lich die Schuld der Tempel mit gewesen, wenn
sie daraus hie und da entfliehen mußte. In an-
dern Tempeln wohnet sie noch, obzwar unerkannt
der theatralischen Welt; und wenn sie sich aus ih-
nen in den Meisterwerken der älteren Zeit weit
verbreitet hat, so werden diese Meisterwerke von
allen

allen innigen Tonkünstlern noch jetzt aufs Höchste geschätzt, in der Stille studirt, auch angewandt, wo sie irgends angewandt werden mögen. Die heilige Musik ist so wenig ausgestorben, als das wahre Gefühl der Religion und Einfachheit aussterben kann; indessen wartet und hoffet sie freilich auf eine Zeit der Wiedereinführung und Offenbarung. Sollte ihr diese auf immer versagt seyn? Ich sehe dazu keine Ursache. Lasset drei dazu geschaffene Menschen aufleben und einander begegnen, einen Beschützer, einen Tonkünstler und einen Dichter; so könnte in einem kleinen Kreise schon viel werden. Der Dichter dürfte selbst nicht vom ersten Range seyn; nur von einer Art, in der er hier der Erste wäre, ein Mann, der, mit einem Gefühl für das, was heilige Musik ist und allein seyn kann, allen Vorrath derselben in den heiligen Büchern kannte, das alte Ritual von den Schlacken, unter denen es begraben liegt, zu reinigen wüßte, sich von allem Hergebrachten des neueren Modogeschmacks entfernt halten könnte, und darnach, unserer Zeit

anges

angemessen, eine simple, große Anordnung machte. Ein Tonkünstler, der mit warmen höhern Gefühl für das Göttliche seiner Kunst diesen Tempel erfüllte, diesen Tempel belebte; ein Beschützer endlich, der diesem Allen zur lebendigen Anwendung einen Platz, eine Schule der Kunst gönnte; setzet diese Drei zusammen, und es könnte in der protestantischen Welt geschehen, was in ihr vielleicht noch nicht gethan ist. Ob es zu unsern Zeiten geschehen wird, ist eine andre Frage. Es werden indeß noch manche andre Zeiten kommen, und was nicht heute geschieht, geschieht morgen. Cäcilia wird wiederkehren vom Himmel, und sich hie und da eines reinen, eines ganz reinen Tempels freuen. So lange wollen wir jeden Funken des heiligen Feuers in der Asche bewahren.

Ich füge ein Lob der Tonkunst bei, das im Musikalischen Kunstmagazin erschienen, übrigens aber zur Composition auf einen Cäcilientag

tag nicht bestimmt ist. Es ist nur eine Schilderung, ein Lob der Tonkunst.

Die Tonkunst.

Eine Rhapsodie.

Die du droben den Reihn der Sterne
 Und der Unsterblichen führst,
 In ewig: jungem schwebenden Jubeltanz
 Nah und näher hinan des Allvollkommenen
 Thron;
 Und tief hienieden im Erdenthal
 Unter des Himmels heiligem Blau
 In leisen Tönen, im verlohrnen Laut
 der Ahndung, unser Herz
 in die Chöre der Himmel erhebst:

Ewige Harmonie!

Kling' ein in meine Saiten.

Heilige Harmonie!

Kling' ein in meine Seele.

Sie fühlt dich, sie will, sie wird dich fühlen!

Des

Des Wohllauts ewige Kette zieht
 Auch meinen Geist. Es wallt mein Herz
 Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
 Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, du leiser Himmelston,
 Der meine Seele ward.

Aus keiner Engelscharr entquollest du. Dich
 hauchte

Der Ewige selbst mir ein.

Und bist mir Ewigkeit,

Bist Gottes Gefühl in mir, der unendlichen Har-
 monie

Vorahndende Verkünderin.

Wenn einst mein Geist

Vom Erdenstaube sich hebt empor,

Und seiner Fesseln sanft sich windet los;

Zu Hülfe komm' ihm dann, du heiliger Strom

Von Tönen andrer Welt,

Umström' ihn ganz, und trag' ihn sanft hinüber.

Des Himmels Gabe bist du uns,

O Tonkunst! bist ein Tropfe

z

von

Von jenem hellen melodischen Wohlflustmeer
 In dem das Weltall waltt,
 Ein Meer von Zahl und Maas und Lieb' und
 Tanz und Leben! —

Der Tropfe floß hernieder
 Dem Wandrer zur Erquickung,
 Zur Labung ihm, hin in sein Vaterland,
 Ein ziehend Sehnen nach dem vollen Strom. — —
 Als Adam, als die erste Mutter einst
 Den ersten Todten sahn, ach ihren Sohn,
 Und den erschlaguen kalten Leichnam, (nun
 Auf ewig kalt, auf ewig todt!)
 Mit starrer Hand umfaßten,
 Und ihre Seelen untergehn,
 Versinken wollten im verstummen Schmerz;
 Da wars, da regten Töne sich
 Des Mitgeföhles einer andern Welt;
 Der Ewigkeit verschlossenes
 Gewölbe brach; Musik erklang auf Erden.
 Des Seraphs Laute in der Hand
 Schwebt über ihnen der Gestorbene

In

In unsichtbarem Glanz. Es sangen leise Töne
 Den Armen Trost ins Herz. Es träufelte
 Mit jedem neugehörten Ton
 Der Ruhe Thau in ihr zerlechztes
 Gebein. — Der unsichtbare
 Sang mächtiger, zog aus den Himmelsaiten
 Den Ton der Unvergänglichkeit,
 Des ewigen Wallens hin zu höherm Licht,
 Des steten Sehns nach dem vollern Strom;
 Er sang das Lied der Sterne,
 Den Wandelgang um ihres Vaters Thron;
 Den ewigguten Vater
 In aller seiner Liebe.
 Und stieg, ein selger Geist,
 Stieg auf dem letzten, innigsten der Töne,
 Der ewig tief in ihrem Herzen blieb,
 Den Himmel wieder auf.

Wenn in des Lebens Labyrinth,
 Im dunkeln Hain der banger Mitternacht,
 Umringt von Thiergeheul und Höllenstimmen,
 Mein Herz erbebt,

Und über sich verzagt,
 Und nirgend Ausgang findet;
 Des Himmels Tochter, süße Zauberinn,
 Nicht mit Sirenen: nicht mit Feenklang
 Erscheine mir; ein Lied der Andacht flöße
 Mir Ruh ins Herz. : :
 Wie wird mir? Hör' ich nicht
 Ihr Kommen? Fühl' ich nicht
 Ihr sanftes Schweben wie im Mondesstral?
 Sie spricht mir zu; ein Engel spricht zu mir,
 Ein Himmelswesen, das unmittelbar
 Mein Herz berührt, die weinende
 Gerührte Laute! und den Klage-ton
 Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlassener, was zagest du
 In trüber Einsamkeit?
 Gott, der den Gang der Sterne kennt,
 Kennt auch der Menschen Herz.

Er giebt dem Schiffe seinen Weg,
 Den Winden ihre Bahn;

Er

Er wird auch Dir, im Wellenmeer
Des Lebens, Weg verleihn.

Was jagest du? Der Erde Noth
Geht wie ein Traum vorbei.
Und was Dir heute Mislaut dünkt,
Ist morgen Harmonie.

„Schau gen Himmel und sieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne; da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.

Kann dein Auge sie zählen? Dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erschaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt.

So tönt Alles um Dich. Ein Stral der Sonnen erklingt dir.

Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang’.

Allenthalben strömet dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung; du lernst ewig und ewig daran.

Maas, Bewegung und Zahl im Kampf der
liebenden Eintracht
Spricht in Tönen dir zu: Eines in Al-
lem ist Gott!.,

: : : O Harmonie, ich stehe dir,
Du Freundin meines Seyns zum höhern Seyn,
Du Seele meiner Seele. Rufe mir,
Aus jedem Wesen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerin durchs Leben! Freundschaft ist
Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte sind
Der süße Wohlklang, der in Allem tönt,
Der immer reiner, immer höher steigt —
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen — —

VI. Denk.

VI.

D e n k m a l

Ulrichs von Hutten.

Als die Zeitung meldete, im neuen Deutschen Merkur sey Luttens Bild und Leben erschienen, erröthete ich über meine Schuld, wie lange ich diesem edeln deutschen Manne auch ein kleines Denkmal zu setzen Willens gewesen. Er starb als ein Flüchtiger, als ein Vertriebener, und hatte zuletzt nicht, da er sein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach seinem Tode bei ihm und einige Briefe seiner Freunde. — Wie sein Nachlaß war, soll und kann auch nur dies Denkmal werden: ein glatter Stein auf seinem Grabe, oder ein Brief von Freundes Hand über seinen Tod und über sein kurzes, stürmisches Leben.

Wenn ein junger, feuriger Mann schon in Jahren, die andre noch als Pflanzen wegträumen, ein Mann fürs Vaterland ist, der den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche

(es giebt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht sein Genius zulispelt, daß er nicht lange werde thun können: er strebt, was er kann: a) erwählt mit den Guten und fürs Gute freywillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt sich durch jede neue Gefahr nicht abschrecken bis ans Ende seiner kurzen Laufbahn; die Finsterniß ist aber stärker als das Licht, die Sklaverey stärker als die Freiheit: man rottet sich um ihn, schneidet, da er noch keine Grenzen seiner Wirksamkeit kennet, ihm Luft und Athem ab: auch seine Freunde treten scheu zurück: sein edelster, ihm treugebliebener Freund sinkt, und mit ihm Glück

a) Gutten scheint dieses selbst geahndet zu haben; er machte sehr früh seine Grabschrift:

Von der Geburt an ward mir zum Lebensloose das Elend;
 Uebel zu Land' hab' ich, Uebel zu Wasser erlebt.
 Will es das Schicksal dann, daß all mein Leben in Jammer
 Ende; so will es mir wohl, daß ich es endige bald.
 Unter tausend Gefahren hab' ich die Muse geliebet,
 Dabe gethan für sie, was und wieviel ich vermocht.

Glück und Alles; nun treten die Falschen hinzu, die sich auch Freunde nannten, verdumbden, spotten, hñnen seine Plage: Der Edle fällt, wie man vor bösen Buben fällt, und jene Unedlen behalten Recht: „Was hat er ausgerichtet? Was wollte er? Freylich — Freylich auch fehlte es ihm nicht“ — aber jung, zu jung — „Unter solchen Hohnsprechungen liegt nun der Arme bey einem Pfarrer auf einer kleinen Insel im Bodensee, hatte in Deutschland, für das er alles unternahm, zuletzt keinen sichern Tritt mehr, und starb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuth gegen die Verkleisterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu seinem Grabe, und sein Leben sei euch ein Spiegel mehrerer Zeiten.

* * *

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkische von Adel, in Fulda studirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. Tunc hoc ingenium perderes? sagte der verdiente Wiskelwolf von Stain zum Abbt und erstetete den

den fähigen Knaben. Zeitlichs hing Hutten's Herz an diesem edlen Manne, seinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunst des Cardinals von Mainz, seine Reise nach Italien, sein erstes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf von Stain sank ihm seine erste Stütze, auf die bald Eine nach der Andern folgte. Eitelwolf wars, der dem Churfürsten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Universität Frankfurt an der Oder gab, und nach seinem Sinne sollte sie ein neues Athen der schönen und freyen Weisheit werden; bald aber thats dem biedern Manne leid, da er die neue Universität ärger als eine andre mit Sophistery und Paffenkram überdeckt sah. Er ging mit einer Societät der Wissenschaften in Mainz, dem damals so blühenden Mainz, schwanger und — starb darüber. Gnug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten hat in seinen kurzen Jahren mehr gethan, als manche Societät in Jahrhunderten thun dorfte oder thun mochte.

Hutten

* * *

Hutten studirte in Köln, und das war, wie wir auch aus der Geschichte Luthers wissen, damals mit ein Hauptnest der Philosophaster und Theologaster. Der Eckel, den Hutten früh an dieser Brut hatte, gab ihm, noch unbestimmt, wie sein Unniuth ausbrechen würde, den Stof zu den epistolis obscurorum virorum, dem späteren Kühnen Werk seines Lebens. In Fulda war **Crotus Rubianus**, sein nachmaliger Mitarbeiter an diesen Briefen, sein Mitschüler gewesen, ein Freund, der ihm bis ans Ende treu blieb. Und da in Köln alle die Originale, insonderheit der grauissimus Ortuinus, die das künftige Helldengedicht galt, lebten; so ist dies abermals eine Probe, wie das Meiste, das wir in unserm Leben thun, von Verbindungen und Umständen herrühret, in die uns frühe die Vorsehung setzte. Die Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — sie machen meistens den Anklang

uns

unserer Bestimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und eine reifere Vernunft nur den Einschlag geben.

* * *

Hutten ging überdrüssig von Kollu nach Frankfurt, dessen reizende Lage er, vermuthlich für seinen Litelwolf, in Versen beschrieb. Freundschaft also lockte den ersten Sproß des jungen Dichters hervor; diese Muse verließ ihn auch nicht in seinem ganzen Leben.

Jugendliche Unruhe trieb Hutten hierauf nach Italien, zuerst als Kriegsmann unter Maximilian, der damals Padua belagerte. b) Und hier hing

b) Die in diesem Feldzuge geschriebenen kleinen Gedichte Hutten's sind voll Patriotismus für Deutschland und den Kaiser, voll ächten Kriegermuths gegen die Venetianer, am meisten aber gegen die Franzosen. Manche von diesen sind so charakteristisch, als ob sie zu unserer Zeit gemacht wären, und würden vielen Lesern in einer guten Uebersetzung wohl thun. Die Nationen bleiben sich immer gleich bis ans Ende der Tage.

hing sich die Schlange, (eine Krankheit, die sich gleich selbst erklären wird,) an seinen Fuß, deren Gift er Zeitlebens mit sich trug, und die zuletzt seinen Häßern auch Anlaß zum Hohn gab. — Wer die Geschichte der damaligen Zeiten und dieses Uebels kënnet, als es zuerst in Europa ausbrach, der muß ungerecht seyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß glaubt, daß man damals sehr unschuldig dazu kommen konnte, und desto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wußte. Die Krankheit, an der Fürsten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht, den ihr die spätere Zeit mit Recht gegeben. Jetzt ist das Ungeheuer in seine Grenzen gebannet: damals wars Pest am Mittage. Hutten schreibt in seinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am lautesten seine Unschuld zeigt, (an der damals auch niemand zweifelte, der ihn kannte.) An die Suggers schrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünschungsschreiben über den Lebensbaum, Guaiaci
medi-

medicinam, der durch sie nach Deutschland kam; und an den Erzbischof, Cardinal und ersten Kurfürsten Deutschlands, Albert von Mainz, schrieb er, de morbo Gallico librum, in welchem er ein eben so patriotischer Verfechter der Gesundheit seiner Landsleute wird, als er sich nachher ihrer Ehre, Freyheit, Aufklärung und Glückseligkeit patriotisch annahm.

* * *

In Krieg und Krankheit waren seine Arbeiten nichtige, einzelne Sinngedichte, die sich ohne seinen Willen zerstreuten, gesammelt oder vielmehr verstümmelt herausgegeben wurden, die er also aus Noth selbst heraus gab und sie Maximilian zueignete. Coluit, sagt er —

coluit per mille pericula Musas
et quanti potuit carminis auctor erat.

Von früh auf sieht man an Gutton einen Mann, der zur Pedanten-Autorschaft nicht gemacht war. Alles lebt in seinen Schriften, nichts steht

steht geschrieben, daß es nur also dastehet. Seine Bücher, alle meistens kleine Stücke, sind Stimmen aus seinem Leben, Laute seines Rittersworts, Handlung. Und darum wirkten sie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der Seinigen; er schrieb ein Latein, wie es die Drehsbank Ciceronischer Perioden schwerlich allein hervorbringen möchte. Wie Dädals Bildsäulen sieht man seine Worte und Phrasen gehen, kommen, handeln, leben!

* * *

Er kam nach Deutschland, und ein Landedelsmann, sein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühsamen Juristen nach der damaligen Juristenzeit in Deutschland suchte, fand nicht, was er wünschte. Der junge Mensch schrieb seinen Nemo: das erste Stück in künftiger Huttenischer Manier, und wenn man deuten wollte, für ihn eine üble Ahndung. Beym ersten Auftritt war er ein Niemand und ist gewissermaasse Zeitlebens ein

N

Nies

Niemand geblieben. — Vorher hatte er unter mancherley Schicksalen ganz Deutschland durchkrochen und durchflogen, „ein Ulysses, wie er sagt, mit einer ganzen Odyssee von Zufällen.“ Wenigstens hatte er dabei den Vortheil, daß er das Deutschland, für welches er nachher mehr als Demosthenes seyn wollte, in allen seinen Provinzen kannte: von Rostock und Greifswalde bis gen Frankfurt und Wien; Sachsen, Böhmen, Braunschweig, die Schweiz. Zu Wittenberg hatte er sein Gedicht *de arte versificatoria*, (ein Zeichen des Brodstudiums, worinn er Unterricht geben mußte,) hingeworfen; aber auch dieses that er mit einer Wärme, die ganz den künftigen Mann prophezehte. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und so kam er zum zweytenmal, jetzt ganz ein Jurist zu werden, nach Welschland.

Wir wollen uns nicht in Umstände einlassen, die man im Leben jedes jungen Dichters sich denken, oder allensfalls finden kann, daß z. E. ihm
der

der Geschmack der Bartolisten nicht anstand, daß er sich darüber auf seine Art äußerte, daß ihm die schöne Literatur in Italien wohlbehagte, daß er von allen, die seine Talente kannten, geschätzt wurde, u. s. w. Eben da er in Italien den Rechten oblag, kam ihm ein Umstand ganz anderer Art in den Weg, Ihn als den, der Er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Württemberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten mit eigener Hand im Walde umgebracht: und nun ließ Hutten, der eben so sehr Edelmann, und Geschlechtsvertheidiger als Deutscher und Freiheitvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deporationen, endlich fünf Invektiven gegen den Mörder ausgehn, die, als wahre Demosthenesreden von Herz und Seele, die Sprache der Unschuld und Rache sprachen und gegen einen Thäter, der Herzog war, alles zu Hülf nahmen. c) Weiterhin werden wir unsern Demost

V 2

moste

c) Vor einer Sammlung dieser Schriften sagt er:

Gai

mosthenes im wirklichen Feldzuge gegen seinen Feind sehen, da sein Freund, der gerechte und edle Sickingen des Schwäbischen Bundes Haupt war. Hier bemerken wir nur, daß die Stimme, die sich jetzt für ein ungehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kayser und Reich über allgemeinere Angelegenheiten rufen sollte, und sich an einem so sonderbaren tragischen Familien-Vorfall zum Vorschein gleichsam nur üben mußte. — In diesem
Jahre

Sei nicht, o Leser, von zu zartem Ohr;
sonst ist die herbe Speise nicht für dich.

Ein hartes Werk beginnen wir, und hart
sind unsre Worte: denn auch Er war hart,
auf den wir treffen und hart seine That.

Wenn du dies Bändchen liehest, denk: es schreit
in ihm unschuldig = ungerächtes Blut.

Und am Ende des Buchs sagt er:

Hassen, o Leser, kannst du mein Buch nicht; nur den
Tyrannen

kannst du hassen und mußt, wer du vom Wolfe auch
seyst.

Hasslustwerth ist die That, und hassenswerth, der sie übet;
aber verdienet der, der sie derkündiget, Haß?

Redlich für die Sache.
Gutten.

Jahr 1515 starb Hutten auch sein Freund, Erretter und Beförderer, von Etain, und nun ging seine zweite Laufbahn an.

* * *

Schon sein Gespräch gegen Ulrich: Phalarismus, Dialogus Huttenicus, hatte er mit dem Wort geschlossen, das nachher auch in anderer Absicht sein Wahlspruch werden mußte: *jacta est alea!* ich hab's gewagt! Schon diesen Dialog entdete er mit den Worten: *exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!* Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Deutschlands, ein verdienter Mann von mehr als Einer Seite, Reuchlin, war, zu Herzen: er machte sich mit seinem Schul- und Busenfreunde Crocus auf, ihm gegen den Keupermeister Hochstraaten und mehrere Fakultäten privilegirter Verfolger, die rechtlich wüteten, durch ein Mittel zu helfen, das mehr als eine Deduktion wirkte, er schrieb die *Epistolas obsecro-*

rum virorum. Daß Erotus daran Theil gehabt, ist unläugbar; sie aber deswegen, weil Erotus mitgeholfen, dem Hutten ganz absprechen zu wollen, ist eben so unnoth, als sie gar dem Erasmus zuzuschreiben, der unter allen Sterblichen sie wohl am wenigsten schreiben wollte.

Kurz, diese Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf so scharf, schied Markt und Wein, stellte die Pfefferkörner, Ortuini und alle ihres Selichters so ganz dar, daß es weiter keines Läugnens bedurfte. Unglaubliche Wirkung machte diese Schrift, als sie erschien; auch auswärtige Nationen schätzten sie, obgleich für sie die feinste Spitze des Salzes verlohren gieng: denn das Deutschlatein, die deutschen Mönchsgelahrten Sitten, sind in ihr das Hauptwerk; eine Nationalsatyre voll Geist, Feuer, Wiß und äußerst genauer, treffender Detailwahrheit. d)

Ende

d) Ob diese Briefe, und mehrere Huttensche Gespräche, die in der Sammlung Pasquillorum I. 2. Eleutherop.

Endlich endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und sprach mit diesen Leuten, wie man mit ihnen reden mußte. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in seinem Alter Ruhe.

— Der Bruder Ketzermacher, Hochstraten, ges

Y 4

gen

rop: 1544. stehen, Pasquille oder Satyren sind? muß nicht aus dem Geist unsrer, sondern der damaligen Zeit entschieden werden. Wie manches, selbst in den Schriften Luthers und Erasmus würde jetzt nicht geschrieben! Daß Hutten aber, wie Bayle vermutet, wenn er noch dreißig Jahre gelobt hätte, ganz Europa mit Pasquillen würde überschwemmet haben, glaube ich nicht. In allen seinen Schriften zeigt sich oft zwar ein hitziger und brausender, nie aber ein unedler Geist, und daß in Hutten, wie in des freilich vorsichtigeren Erasmus Schriften viel Aetrischen Spottes sei, ist unlängbar. Nur weil Hutten die Sache, die er trieb, so tief zu Herzen nahm, war sein Salz scharf; er wollte nicht etwa nur vergnügen, sondern ändern, bessern, zuletzt auch rächen; und dann hat leider von selbst der Spott ein Ende. Sein *vir bonus*, seine *intercessio pro Capnione*, der Heroische Gefang in *triumphum Jo. Reuchlin*, seine Schriften an den Kaiser, seine *Germania*, sein *Arminius* sind voll der würdigen, edelsten Stellen; und überhaupt geböret nicht jede Production der Erde in die Zeit und Stunde, in der sie erscheinet?

gen den auch in Luthers Schriften die Deutsche Wahrheit zu lesen ist, soll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angst zu Fuße gefallen seyn und seine arme Seele schon allen Heiligen mit dem Stoßseufzer empfohlen haben: „Leben wir so leben wir dem Herrn ic.“ „An dir verunreinige ich mein Schwerdt nicht,“ sagt Hutten, und ließ ihn gehen.

* * *

Als Hutten zum drittenmal aus Italien kam, war sein Ruhm in der schönsten Blüthe. Da fauchzten ihm alle Freunde der Wissenschaften zu und priesen ihn, den siegenden Reuchlinisten. Erasmus lobte ihn als einen Mann, desgleichen nicht gewesen: e) seine Freunde, insonders
heit

e) Auch Huttens erklärter Feind könnte die ungemeine Lebhaftigkeit, Stärke und Biegsamkeit seinem Lateinischen Styl nicht absprechen. In Reden, selbst den heftigsten Reden, in Gesprächen, Briefen, Gedichten, und zwar in Gedichten mehrerer Gattung ist dies

heit der redliche Pirckheimer, (Nürnbergers verdienster Patricius, Dürers und aller Guten Freund,) empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigener Hand zum Dichter mit einem Kranze Frönte, den seines Freundes Pirckheimers Tochter ihm gewunden hatte. Hier war er mit im Ges

D 5

fol

dieser jedesmal, was er Ihm seyn sollte. Den Livius stellte er, vermehrt, aus einer gefundenen Handschrift her; und jede Beute der schönen und nützlichen Litteratur lag ihm am Herzen. Sein Streit gegen das Papstthum war auf Geschichte gegründet, und ergieng hierinn rein zu Werke; auch hatte er Anfangs auf Luther nicht die mindeste Rücksicht. Er, wie Luther, hatte den Funken, der sie anglühete, aus Italien selbst geholet. Zu läugnen ist indessen nicht, daß in dieser Flamme, auch ohne die mindeste Religionsabsicht, bei Hutten mitunter ein wildes Feuer brannte; und dieses war, auch seine Jahre abgerechnet, der Rittergeist seiner Zeiten. Er war ein Fränkischer Edelmann, im Kriege frühe gebildet; er glaubte, wie mit dem Schwerte, so auch mit der Feder kämpfen und sich auf gleichgetheiltes Licht, auf einen offenen, freien Kampfplatz verlassen zu können. Leider aber war dies der Fall nicht. Er kämpfte mit einer unsichtbaren, weit überwiegenden Macht, und mußte es liegen.

folge des Kurfürsten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu des Kaisers Hofe, und seine Jugendphantasie träumte lebhaft, „was er ausrichten, vollenden würde!“, Man lese den langen Brief, den er an Pirkheimer schrieb, als dieser ihm die Einsamkeit auf seinem Fränkischen Ritterschloße anrieth. Burkhard, ein um Hutten sehr verdienter Mann, hat diesen Brief herausgegeben und commentirt; er zeigt, daß, ohngeachtet seiner schwächlichen Gesundheit, Hutten damals noch Alles lachte. Da schrieb er wie in einem Feuerstrom die Rede: *Ad principes Germaniac, vt bellum Turcis invehant, Exhortatoria*, in der, so viel dem Kaiser am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen weg mußten. Damals lebte der Hof und was sich am Hofe Maximilians und Alberts für Deutschland thun ließe, in seiner Seele: jede Blüthe irgend eines schönen Genies, in welcher Nation sie auch aufsprießen mochte, Budäus, Decolampadius, Pirkheimer, Faber, Erasmus, Copus, Ruellius,

vere

vergnügte ihn so lebhaft, als ob alle diese Männer seine Brüder, Mitarbeiter zu Einem Werke, wären. — Das wahre Kennzeichen umfassends großer Seelen! An Luther, der damals vor Cajetan zu Augsburg stand, nahm er noch nicht Theil, vermuthlich weil er seine Sache nur als eine theologische Streitigkeit ansah, und ihn noch nicht kannte. Daß indessen schon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm späterhin Luthern so theuer machte, zeigt die lange Dedikation, womit er des Laurentius Valla Schrift: „über die erlogne Schenkung Konstantins,, dem Papst Leo selbst zu übergeben sich getraute. Ein rechter Jugend: Helden: oder Eulenspiegelstreich in Hutten's Leben. Er that's mit so vielem Lobe dieses, und mit so bitterm Tadel des vorigen Papstes, dabei auch mit einem so lauten Geschrey für die Freiheit der Deutschen gegen des Papstes Ansprüche, daß er sich entweder das größte Wunder zutrauen, oder den bittersten Haß des Papstes erwarten mußte.

Den

Den er denn auch froh erwartete; nur daß er sich an Albert, am Kaiser, an den Fürsten und Ständen des Reichs desto mehr irrte, und für seine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache von ihnen viel zu viel hoffte.

Hutten bahnte also Luthern unwissend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freilich nicht nach Huttens Sinne. f) Der Kaiser starb: Hutten folgte dem

Kurz

- f) Luthers Aussprüche von Hutten zeigen von dem großen Verstande des biedern Mannes, und wie besser Er, als Hutten, die Welt kannte. Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me, et parantur in dies cantica. quae Babilonem istam parum delectabunt. — Hutten literas ad me dedit, ingenti spiritu aestuantes in R. Pontificem, scribens se iam et literis et armis in tyrannidem sacerdotalem ruere — — Quid Huttenus petat, vides; nollem vi et caede pro evangelio certari. Melanchthon, noch seiner Gemüthsstärke fürchtete Hutten. Ut virum magni facere et admirari propter doctrinae eruditionem et praestantiam ingenii, sic ab illius natura vehemente et excelso animo et voluntate ad novas res propensae non

Kurfürst Albert nach Mainz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige seiner besten Dialogen verfertigt hat; aber dies Leben war am Ende für ihn nicht. Lieber gieng er mit Sickingen gegen den Herzog Ulrich zu Felde, zog drauf auf sein Schloß Staßberg, und vollendete seine Dialogen über Glück, Sieber und Papsthum. Dies letzte Gespräch hieß: „Die Römische Dreyfaltigkeit, und es ist unbegreiflich, wie dasselbe nicht blos in Mainz öffentlich gedruckt werden, sondern auch der Verfasser nachher frei am Mainzischen Hofe und in Gnade des Kurfürsten seyn konnte. Freilich nicht lange: denn bald kam der schärfste Befehl aus Rom, „daß ein so frecher Sünder, als Hutten, gegen den die Theologen in Köln „längst die Bulle wegen der Episteln obsc. vir. in „Händen gehabt, und der fortführe, von der „Römischen Dreyeinigkeit selbst in Mainz zu
„schreibe

non nihil timere P. Melancthonem licuit animadvertere, sagt Camerarius im Leben Melancthons. Dies alles war in seiner Ordnung.

„schreiben, nichts anders, als in Ketten nach Rom geführt zu werden, verdiene.“ Zu diesem edeln Werke ward nun Alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und durfte dies nicht seyn: zum Erzhertoge Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze Deutsche Nation; vergebens. Er hatte Herz genug an Kaiser Karls Hof nach den Niederlanden selbst zu gehen, aber umsonst: er fand kein Gehör: Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden erwarteten ihn allenthalben. Und immer blieb Hutten unerschüttert derselbe. Man schaudert, wenn man seine Briefe, Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reichs liest. Hier erscheint Deutschlands Demosthenes in seiner Größe. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Noth, Vaterland, Alle läßt er sprechen, rufen, klagen. Die fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt, mit dem

Weis

Beiwort: „ein großes Ding die Wahrheit! stark über Alles!„ Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht sein alter ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, dessen Name Deutschland zu den edelsten Römern stellen kann, wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schutz und Freistadt gegeben hätte. Hier leider! geht der dritte Theil von Huttens Leben an, und Gottlob, daß dieser nicht lange dauret.

* * *

In seines Freundes Sickingens Schloß, Ebernburg am Main, fand Der also eine Freystadt, der sie nirgend, auch auf seinen eignen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte Deutschland nicht verlassen, dessen Sache er jetzt eben am eifrigsten, fröhlichsten, freysten fortrieb. In Ebernburg schrieb er: „die Anzeige, wie sich allweg der Papst gegen den Kaiser gehalten:„ er commensirte die Bulle des Papstes gegen Luther mit Notizen, schrieb neue Dialogen, Invectiven, Aufmun-

munterungen, Aufweckungen, Briefe, Verfassung der Freystädte teutscher Nation, lebendige „Abkonterfactur des Pabstthums“ u. s. w., jedes Stück immer stärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was vorangieng. Jetzt schlug er sich zu Luther, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu allem an. Schon dieses Sickingen wegen wird dieser Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, wenn er ihn nur in Einem Wort, Einer That anführet, sieht man den ganzen Biedermann vor sich. Ihm und dem großen Haufen des deutschen Volks zu gut schrieb Hutten izt deutsch, übersezte seine besten lateinischen Gespräche für seinen Freund Sickingen, der sich auch Luthers Schriften bey dem Abendessen und müßigen Stunden vorlesen ließ, und denn gewöhnlich wahre Ritter-Worte drauf sezte. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der beyde geschildert werden, wie sie waren:

„Dem

„Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen
 „und Ehrenvesten Franz von Sickingen, Kais.
 „Majest. Rath, Diener und Hauptmann, meis
 „nem besondern vertrauten und trefflichen guten
 „Freund, entbeut ich Ulrich von Hutten meinen
 „freundlichen Gruß und willigen Dienst.“

„Ohn Ursach ist das Sprüchwort: in Nöthen
 „erkennt man den Freund, nicht in Gebrauch kom
 „men. Wahrlich darf niemand sagen, daß er
 „mit einem Freund verwahret sey, er hab ihn
 „denn in seinen nothdürftigen anliegenden Sachen,
 „dermaßen daß er ihn inwendig und auswendig
 „kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nun der
 „glücklich zu achten, dem nie vonnöthen ward,
 „einen Freund dieser Gestalt zu probiren, mögen
 „doch auch sich die der Gnaden Gottes berühmen,
 „so in ihren Nöthen beständige und harthaltende
 „Freund' erfunden haben. Unter welchen ich mich
 „denn nicht wenig Gott und dem Glück zu bedan
 „ken hab. Denn als ich auf das äußerst an Leib,
 „Ehron und Gut von meinen Feinden genöthigt,

„so ungestümlich, daß ich kaum Freund' anzurufen
 „Zeit gehabt, bist Du mir nicht, als oft geschieht,
 „mit tröstlichen Worten, sondern hülstragender
 „That begegnet, ja mag ich, als das Sprüch:
 „wort ist, sagen, vom Himmel herab zuge:
 „fallen — Der nicht geachtet, was ein jeder
 „von meinen Sachen rede, sondern sie an ihr
 „selbst Gestalt beherzigt. Hast dich nicht durch
 „Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfeh:
 „tung der Unschuld abziehen lassen, sondern aus
 „Liebe der Wahrheit und Erbarmnuß meiner Ver:
 „gewaltigung für und für über mir gehalten. Und
 „da mir aus Größe der Fahr die Stadt verschloß:
 „sen gewest, alsbald deine Häuser, die ich aus
 „der und andern Ursachen Herbergen der Ge:
 „rechtigkeit nennen mag, aufgethan, und also
 „die angefochtene und verjagte Wahrheit in die
 „Schoos deiner Hülff empfangen, und in den
 „Armen deiner Beschirmung gar fecklich gehalten.
 „Daraus denn gefolgt, daß ich in meinem Fähr:
 „sack

„sag, den auch Du ehrbar und redlich nennest,
 „nicht wenig gestärkt, alle Gelehrten und Kunst-
 „liebenden D. Nation sich in Freuden und Fro-
 „locken erhaben, und gleich als nach einem trü-
 „ben Wetter von der Freudenreichen Sonne er-
 „quicket worden. Dagegen die boshaften Kurs-
 „tisanen und Romanisten, die mich verlassen ge-
 „meynt, und derhalben nahet einen Triumph von
 „mir geführt hätten, da sie gesehn, daß ich mich
 „an eine feste unerschütterte Wand gelehnt
 „hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir
 „etwa niedergelassen, sich fast ingethan und klei-
 „nes Lauts worden. Für solche deine Wohlthat
 „dir gnugsamen Dank zu sagen, hab' ich nicht
 „Mangel an Gemüth und Willen, sondern am
 „Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine
 „bessere Zeit erscheinen, und sich Aenderung des
 „Glücks (als denn meine freye Hoffnung zu Gott
 „ist) begeben, will ich dir allem Vermögen nach
 „u. s. f. auch

**Wo etwas meine Schrift vermag
Dein Lob muß sterben keinen Tag.**

„Denn ohn Schmeicheln und Liebkosen zu reden
 „bist Du, der zu dieser Zeit, da jedermann bes
 „däucht, deutscher Adel hätte etwas an Strenge
 „heit der Gemüther abgenommen, dich dermassen
 „erzeigt und bewiesen hat, daß man sehen mag,
 „deutsch Blut sey noch nicht versiegen, noch das
 „Adlich Gewächs deutscher Tugend ganz ausges
 „wurzelt. Und ist zu wünschen und zu bitten,
 „daß Gott unserm Haupt Kaiser Karlen deiner
 „tugendhaftigen unerschrocknen Muthsamkeit Er
 „känntniß ingebe, damit er dich deiner Geschick
 „lichkeit nach in hohen trefflichen seinen Händeln,
 „das Römisch Reich oder auch ganze Christenheit
 „betreffend, so mit Rath und der That brauche.
 „Denn alsdann würde Frucht deiner Tugend zu
 „weiterem Nuß kommen. Fürwahr einen sol
 „chen Muth sollt man nicht ruhen noch inwendig
 „Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen.
 „Aber

„Aber ich hab mir nicht fürgenommen, in dieser
 „Vorred dein Lob zu beschreiben, sondern einmal
 „meinem Herzen, das gesteckt voll guter Gedan-
 „ken und freundlicher Gutwilligkeit ist, Lust zu
 „geben. Schenk dir zu diesem neuen Jahr die
 „nachfolgende meiner Büchlein, und wünsch dir
 „damit nicht, als wie oft unsere Freunde pflegen,
 „eine fröhliche sanfte Ruh, sondern große, ernste
 „liche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darinn
 „du vielen Menschen zu gut, dein stolzes heldisch
 „Gemüth brauchen und üben mögest, u. f. 1521.“

So war Freund zu Freund. Seit Hutten
 bey diesem Freunde war, schrieb er fürs Volk,
 hie und da auch in Volkstretmen. Wenn sie uns
 Knüttelverse dünken, so waren sies damals nicht:
 sie waren Verse, die das Volk lesen und behalten
 sollte; daher besetzte er hie und da auch andre sei-
 ner Werke mit solchen Reimen.

Die Wahrheit ist von neu geboren,
 Betrug hat seinen Schein verlohren,

Desß sag Gott jeder Lob und Ehr
 Und acht nicht förder Lügen mehr.
 Ja, sag' ich, Wahrheit war verdrückt,
 Ist wieder nun hervorgerückt,
 Desß sollt man billig genießen lon,
 Die dazu haben Arbeit gethon.
 Die faulen Pfaffen lobens nit — —
 Ach fromme Deutschen haltet Rath,
 Da's nun so weit gegangen hat,
 Daß nicht geh wieder hinter sich.
 Mit Treue hab's gefördert ich,
 Und begehrt desß anders keinen Genieß.
 Denn — wo mir g'schäh deßhalb Verdrieff —
 Daß man mit Hülff mich nicht verläßt,
 So will ich auch geloben, daß
 Von Wahrheit ich will nimmer lahn,
 Das soll mir bieten ab kein Mann.
 Auch schafft, zu stillen mich, kein Wehr,
 Kein Bann, kein' Acht, wie fest und sehr
 Man mich damit zu schrecken meint.

Bier

Biewohl mein' fromme Mutter weint,
 Da ich die Sach hatt g'fangen an,
 Gott woll sie trösten! Es muß gahn,
 Und sollt es brechen auch fürm End,
 Wills Gott, so mag's nicht werden gwendt.
 Drum will ich brauchen Fuß und Händ'.
 Ich hab's gewagt!

Ich weiß, fängt er in der Beflagung der
 Freystäte Deutscher Nation an:

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
 Um daß ich solchs nicht schweigen kann,
 Und nehm des Dings allein mich an.
 Doch ist es wahr; und ist nicht recht,
 Daß man woll machen krumm zu schlecht. —

Die traurige Weißagung ward bald erfüllet.
 Das Jahr darauf fiengen Sickingens Sachen übel
 zu gehn an, und 1523 im May starb der edle
 Held auf folgende unwürdige Weise:

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbischof von Trier, Kurfürst von der Pfalz, Landgraf von Hessen. Ein Ritter gegen die Fürsten des ganzen Rheins. Er war alt, mit Sicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Sessel getragen werden, und da rotteten sich gegen den alten Löwen ein Haufe anderer Thiere. Höre man ihn selbst, wie er redet:

„Mein lieben Brüder und Nachbarn, warum
 „Kommt ihr wider mich zu fechten und streiten?
 „Nun bin ich doch mit euch dran. Ich begehre
 „euch zu erlösen von dem schweren entchristlichen
 „Joch und Geseß der Pfaßheit, und zu evangells
 „schen lichten Geseßen und Christlicher Freyheit
 „zu bringen. So wollt ihr das nicht leiden, thut,
 „als der den fallenden Siechttag hat, will nicht,
 „daß man ihm helf, daß er nicht verderbe. Denn
 „ket, daß ihr wider Christum und sein Evanges
 „tium streitet und nicht wider mich. Um des
 „Evans

„Evangeliums willen will ich den Tod nicht fliehen. Gottes Will geschehe. Amen.“

Dem Adel, den obige Fürsten gegen ihn erregt hatten, schrieb er: „O vesten, edlen, lieben Mitbrüder, wollt Gott, ihr hätt euch baß besdacht! Warum zieht ihr wider Euch, Eure Kinder und KindsKinder? Warum zerreiſet ihr Eure Freyheit und wollt Knecht' und Gefangene der Beschornen seyn? Denkt ihr nicht, wenn Franz überwunden wird mit seinem Anhang, wie man darnach Euch wird ein Zaum und Biß in das Maul legen und Euch führen, wo N. hinc wollen? Ihr wollet denen helfen, die den deutschen Adel verderbt haben mit Lügen, eure väterliche Güter an sich gezogen, als sind die beschorren Knaben, die Stift und Klöster. Ihr und die Euren mangelt: sie leben im Saus, verthun das Eure mit Huren, Hoffart, Bollerey, Büberey; wollt ihr Euer Leben für die setzen? Ja sie wollen unſre Seelen auch verderben, so sie

„uns das Evangelium Christi und Wort Gottes
 „nicht lassen predigen, auch selber nicht predigen,
 „und ertränken unsre Seelen mit ihren eignen
 „Träumen, Sündlein, Gesetzen und Lehren,
 „gleißenden Worten. Wollt Gott, daß ihr der
 „Sach noch nachgedachtet, so werden ihr Franz
 „cisco N. beystehn. Gotts Will gescheh, Amen.
 „All Sieg von Gott.“ So dachte Franz: dafür
 stritt er. Da ward er in seinem Alter von vier
 Fürsten und einem großen Rott Adels in seinem
 Schloß Landstein zuletzt umringt, von einer Kugel,
 die sie ins Schloß schossen, auf der Mauer ges-
 troffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Für-
 sten und Herren alle sehr freundlich zu ihm spre-
 chen, und starb. Als Luther von seinem Tode
 hörte, wollte ers zuerst nicht glauben. Da die
 Nachricht sich bestätigte, ward er tiefsinnig und
 brach aus: „Der Herr ist gerecht, aber wunder-
 „bar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem
 „Schwert helfen.“ Wie alle Guten den Tod
 dies

dieses Mannes betraurt haben, bedarf keines Worts. Er war und fiel wie Brutus; Und nicht um ein Phantom politischer Freyheit fiel er, sondern um Wahrheit, Licht, Recht, Billigkeit, den Gebrauch und Genuß der edelsten Güter des Menschengeschlechtes.

Die meisten Aufklärer des südlichen Deutschlands, aus dem wie bekannt ist, in den Hülfswissenschaften das meiste Licht ausgieng, hat er geschützt, ernährt, beherberget, verfochten: Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Vecolampadius. Luthern selbst lud er mehr als einmal zu sich ein; sein Freund Hutten hat ihn nur drey Monathe überlebet.

Mit gebrochnem Herzen gieng dieser der Schweiz zu, Rettung zu suchen; fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ehemaligen Freund, der ihm völlig das Herz brach. Erasmus war eben auch zu Basel; der scheuete und verläugnete nun nicht blos den armen, vertriebenen,

nen, oder wie er sich ausdrückte, schäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte; g) sondern wollte auf der andern Seite gegen
Huts

*) Quod Hutteni colloquium *deprecabar*, non invidiae metus tantum in causa fuit; erat aliud quiddam, quod tamen in *spongia* non attigi. Ille *egens et omnibus rebus destitutus* quaerebat *nidum aliquem, ubi moraretur*. Erat mihi *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus*. So schrieb Erasmus an Melancthon; und zu eben der Zeit an einen andern: Fuit Huttenus paucorum dierum hospes: interim nec ille me adit, nec ego illum. Et tamen si me convisset, non repulisset hominem a colloquio. Den Brief, den Erasmus an Hutten den Tag vor Ockers 1523. schrieb, kann man bei Wagenseil (Hutten. opp. Lips. 1783. S. 328) den Brief, den er an den Bärthers Rath unterm 10. Aug. 1523. also wenige Tage vor Hutzens Tode schrieb, kann man in Schubarts Ulrich von Hutten S. 146. lesen. Im letzten warnt er den Rath, und zwar eines Büchleins wegen, das Hutten gegen ihn schreibe (und Erasmus noch nicht gesehen hatte,) vor dem verbannten, äußerst dürstigen, Todkranken Manne als dem gefährlichsten Ruhestörer. Er will es ihm zwar nicht „verbunnen, daß die Gütigkeit des Bärthers raths ihn dort ließe wohnen,“ rath den Herren aber sehr

Huttens Freunde auch nicht sein Feind heißen, schob es auf Huttens Krankheit, daß er ihn nicht gesprochen, u. s. w. Da trat Hutten auf und erpostulirte öffentlich mit ihm, daß das Alles

Lug

sehr an, seinen Muthwillen ein wenig zu zähmen, damit würden sie nicht sowohl ihm, als andern Künsten, die dadurch befecht sind, einen grossen Dienst und Nutzen beweisen., Hutten hat sich Erasmus Schreiben noch unterm 15. Aug. zur Verantwortung aus; und den 29. Aug. starb er. Ein Zürcher Gelehrter sollte Erasmus Briefe an Zwingli bekann machen, in denen um diese Zeit gewiß auch von Hutten manches vorkommen wird. *Tantae animis coelestibus irae!* —

Rückst du dem Unglückseligen noch sein trauriges Schicksal Vor, als wäre das Glück, wäre der Zufall ein Gott? Ward Aeneas nicht auch, und Ulysses lange verfolgt?

Und war Jener und Er nicht ein rechtschaffener Mann? Der du das Unglück nur als Schuld betrachtest, o fürchte, Daß auch Deiner sich einst Niemand im Leiden erbarmt.

Hutten.

Melanchthon dachte hiebei billiger und gerechter. Als der Poet Nachtigall (*Luscinus*) den todten Hutten mit Versen verfolgte, sagte er auf ihn die Verse:

Der du, o Grausamer noch, unglückliche Leichen zerreißeß,
Kenne dich Nachtigall nicht, wenn dich Geier hinfort.

Lug und Trug sey; er sey täglich ausgegangen, habe auf dem Markt mit Jedem Stundenlang gesprochen, Erasmus habe ihm die Thür geschlossen, u. s. Als Erasmus hörte, daß die Expostulation unter der Presse sey: kam er zurück, streichelte Hutten, wunderte sich, sprach von alter Freundschaft, rückte ihm sein nacktes Elend auf, hatte gar Herz gnug, einem Verlassenen und Vertriebenen zu drohen; aber Hutten kehrte sich dran nicht. Die Expostulation erschien, und nun kam Erasmus, mit einem höflichem Schwamm (Spongia) den Flecken abzuwischen. So leicht ließ sich dies aber nicht thun; Luther, Melancthon u. s. haßten den Schwamm und sagten, er habe nicht blos Hutten, sondern das ganze Lutherthum mit Roth besprühen wollen: denn nun sollte es das Lutherthum gewesen seyn, das dem Erasmus und den Mäusen ihren Freund geraubet. Was das Aergste ist, haben Einige gar geglaubt, Hutten sey an diesem Schwamm, (den er vielleicht

leicht nicht einmal mehr gesehen), erstickt; Er, der an viel härterer Speise nicht zu ersticken pflegte; ja dem, wenn er länger gelebt hätte, dieser Schwamm wohl zu statten gekommen wäre.

Ein Höherer entriß ihn dem Bann und der Acht, offenen Feinden und falschen Freunden; er starb End' Augusts 1523 im 36 Jahr seines Alters. Ufnort heißt die kleine Insel im Zürchersee, wo er im Gebiet des Zürcher-Raths Schutz und bey einem armen Pfarrer Pflege, Arzney fand, und Ruhestätte. Schiffe hinüber, reisender Jüngling, und suche sein Grab und sage: „Hier liegt der Sprecher für die Deutsche Nation, „Freyheit und Wahrheit, der für sie mehr als „Sprecher seyn wollte.“ Eine Grenzinsel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

* * *

Das unbekante Grab wäre nun zwar ein so grosses Uebel nicht; vielmehr ist dieses in der Ordnung. Auf marmorne Denkmale müssen die

Gus

Guten und Edeln keiner Nation rechnen. Mußte im siebenjährigen Kriege nicht ein Ausländer kommen, und in der Stadt, wo Leibniz liegt, nach Leibniz Grabe fragen? Und Niemand wußte, als ein alter Küster, der es ihm, wie der Todengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Dem verbanneten Hutten ist die Todesstätte selbst, die Insel auf dem Zürchersee, sein Ehrendenkmal.

In anderm Sinn aber möchte ich Luthers Wort wiederholen: „Wir Deutsche sind Deutsche!“, nemlich: Auch Luthers Schriften sind verstorben: in drei Jahrhunderten hat niemand sie noch gesammelt. Viele haben Hand angelegt, sie herauszugeben; immer aber kam ein böser Zufall dazwischen. Und da die meisten nur einzelne Bogen und Fletne Stücke sind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerrissen, (sein Bild hatten die Kartheuser zu Schlettstadt zu einem Gebrauch angewandt,

wandt, dafür sie 1000 Goldgülden, A**geld, an Sickingen erlegen musten;) so ist gerade, als ob sie ganz aus der Welt wären. Und so sind unsres Landsmannes, Mitreformators, Freiheitredners, des Demosthenes unsrer Nation Schriften grossentheils im Staube geblieben.

Und was fehlte Huttens Schriften, daß man sie nicht aufleben ließe und erhielte? Als Beyträge zur Reformation hat man ja die schlechtesten Lumpen gesammelt, von Wiedertäufern, Kritikastern, und Helfershelfern; hier ist ein Reformator selbst, der in seinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher so treu half, so manches für ihn ausrichtete, so viel für ihn litt! Will man einen schönen Lateiner? Wer schreibt schöner, kräftiger, und blühender Latein, als Hutten? Erasmus und Melancthon haben ihn deßhalb beneidet, die Italiener geschätzt, alle freye und heitere Musesfreunde geliebt. Soll also dieser edle Lateiner, eine Blüthe des wiederkehrenden Geschmacks so gut als untergegangen seyn und ferner im Staube modern? — Will man endlich einen Mann von Genie, von Gefühl, von edlem starkem

Triebe, einen Mann von Laune, Satyre, Salz? man beklagt, daß gegen Ausländer Deutsche Land deren nicht genug habe — und man wollte **Sutten** vergessen? Vermuthlich soll wieder ein Franzose, ein Italiener kommen, und uns seine **Schriften**, wie die **Schriften** unsres **Leibniz** sammeln?

Erst auf, Mann und Jüngling, der werth ist, **Sutten**s Gebeine zu wecken! Mehr als ein Berleger würde die Hand bieten, alle guten Jünglinge sich einige Groschen zum Kauf oder zur Preis numeration ersparen, und in 2, 3 **Bändchen** bekämen wir unsern **Sutten**. Wäre dies Blatt so glücklich in die Hände dessen zu kommen, der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte und sich mit andern über das vereinigen wollte, was ihm an **Sutten**s **Schriften** etwa noch fehlet; wie würd ich mich freuen, daß ich zu diesem Werke geholfen!

* * *

Sutten schrieb an **Luthern** einmal: „**Dein** „**Werk**, heiliger Mann, ist aus Gott, und wird „bleiben: meins ist menschlich und wird unter „gehn.“ Die Worte erschüttern, eben weil sie so wahr sind. **Sutten**s und **Sickingens** **Werk** gieng unter

unter. Es war damals ein Zeitpunkt, daß Deutschland andre Gestalt gewinnen konnte: mehrere Gute strebten; es sollte nicht seyn: die Vorsehung hatte es anders beschlossen: sie stiegen im Schiffbruch unter: sie erloschen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bey wem, als Undankbaren, sollte ihr Andenken erlöschen? Liegt in ihrem Untergange, sammt Dem, Was sie und Wie sie es wollten, nicht eben die größte Lehre?

—————

Hutten's Schatte, sei mir gegrüßt! Du Asche
des Dichters,

Dem eine Insel im See endlich die Ruhe ge-
währt,

Sei mir gegrüßt, o Freund. Das hast du dir
mühend errungen,

Ruh' im Grabe. Wohlau! gieb sie dem Tode-
ten, o Grab.

Nimm die Beilchen, die hier ich dir streue, nimm
auch die Thränen,

Tapftrer Ritter! Der Tod, Er nur gewährte
dir Glück.

Glücklich im Tode, bist du; du siehst die größeren
Uebel.

Deines Landes nicht mehr, (dem du ein Rä-
cher, erschienst;)
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, dich
aufnahm.
Doch auch auf Erden erwächst, Jahre nach
Jahren, dein Ruhm
Enkel werden dich einst, dich, glückliche Asche,
verehren;
Und so leb' ewig wohl, ewig, o Kedlicher, wohl.
Petr. Lotich.

N a c h s c h r i f t.

Der Wunsch, den ich in diesem Andenken-
Huttens vor siebzehn Jahren geäußert hatte,
seine Schriften gesammelt und sein Andenken-
lesend erhalten zu sehen, schien im Jahr 1783
eine glückliche Erfüllung zu erreichen. Der erste
Band von Huttens Werken (Vlrici ab Hutten
opp. T. I. ed Chrilt. Jac. Wagenfeil, Lips. 1783)
erschien; und da er sehr merkwürdige, abwechs-
selnde, schön geschriebene Briefe dieses Mannes
enthielt: so war kaum zu zweifeln, daß nicht auch
seine sinnreichen Gespräche, seine Poesieen,
endlich auch die Stücke seiner erhabnen, fortz-
reisenden Beredsamkeit folgen würden. Aber,
als

als ob der Uastern, der Hutten im Leben begleitete, ihn auch im Grabe nicht verließ, erschien folgende Anzeige des Herausgebers

An das deutsche Publikum.

Ich habe in der Michaelismesse 1783 den ersten Theil der Schriften Ulrichs von Hutten herausgegeben, in der festen Ueberzeugung, daß dies Unternehmniß dem Publico nicht anders als angenehm seyn könnte. Mit wie mannigfaltigen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, bis ich Hutten's Schriften zusammen brachte, die man über 100 Jahre vergebens suchte, wie lang ich umsonst nach einem Verleger strebte, wie äußerst sauer mich die undankbare Mühe des Abschreibens ankam, — davon will ich nichts reden. Aber es ist Zeit, zu sagen, daß ich für Deutschlands Ehre drey Jahre vergebens gearbeitet, ohne Dank und Lohn gearbeitet habe, (denn die 2 Thlr. Buchhändler-Bezahlung, die ich bey dem ersten Theil erhielt, verdienet doch wohl nicht Belohnung zu heißen?) — Man lese das „Denkmal Ulrichs von Hutten“ und man hat alles, was ich sagen kann, um die Erhaltung seiner Werke zu empfehlen, das er zur National Angelegenheit machte. Ich hoffte, man werde mit Wärme die Früchte seines trefflichen Geistes aufnehmen, werde mirs danken, daß ich sie gesammelt habe; — aber wie sehr hab ich mich betrogen! — So kalt, so nachlässig

hat man den fabelhaften Roman nicht empfangen, als dem edeln, deutschen Sutraen. Ich sollte denken, wer nur seine Briefe gelesen hätte, müßte begierig seyn, auch die übrigen Schriften zu besitzen, die vielleicht in ganz Deutschland niemand vollständig hat. Unse Aristarchen fandens nicht der Mühe werth, meine Ausgabe anzuzigen; denn von etlichen kritischen Journalen, die ich lese, fund in der einzigen Meusel'schen Historischen Litteratur eine kurze Recension. Die Ursache dieses Stillschweigens bin ich nicht fähig zu errathen.

Da der Verleger zur Fortsetzung nicht Lust bezeugt, so bleibt mir kein anderer Weg übrig, als mit dem Publikum selbst über diese Angelegenheit zu sprechen. — Sutraen's Schriften liegen zur Erscheinung bewahrt ganz fertig, und sollen auch erscheinen, woserve entweder ein hieherer Buchhändler sich zum Verlag der drey rückständigen Theile meldet, oder man mich auf andere Art, ohne Buchhändler Honorarium, zu unterstützen Willens ist. Im Gegentheile will ich mein Manuscript — nicht verbrennen, sondern für eine dankbarere Nachwelt aufbewahren, zum Zeichen, wie warm meine Zeitgenossen für die trefflichsten Männer des Vaterlandes sorgen. Vielleicht, wenn ich lange gestorben bin, findet's einer, und aerräthet, wo ich gesät habe, läßt sich die Arbeit bezahlen, die ich umsonst vollendet, für die ich oft auf jugendliche Freuden und manches andere Verzicht that.

Sutra

Sutten farb Lebens unficher, vertrieben, in Ar-
 muth fürs Vaterland, schrieb für Deutschlands Frey-
 heit, Religion und Aufklärung mit Demosthenischem
 Geiste, litt und farb für sie. Die edelsten seiner Be-
 genossen, Luther, Melanchthon, Pentinger,
 Pittheimer und andre liebten ihn und schätzten seine
 Schriften: aber dritthalb hundert Jahre nach seinem
 Tode muß der Herausgeber derselben beinahe vor dem
 Publikum betteln, daß es den Mann nicht einer un-
 verdienten Vergessenheit überlassen soll. Es ist wahr,
 wie es in dem oben angeführten Denkmal heißt:
 „Vermuthlich soll wieder ein Franzose oder ein Ita-
 „liener kommen, und uns Sutzens Werke, wie die
 „Schriften unsers unsterblichen Leibniz sammeln.“
 Dann werden sie, wills Gott, schon gekauft werden.

Es ist dies eine Anfrage, an die Weisen und Star-
 ken der Nation! Halten sie's der Mühe nicht werth,
 meinen Wunsch, Sutzens Werke ganz herauszuges-
 hen, zu begünstigen; — nun, so mag es unterblei-
 ben, und der Himmel vergib' es mir, daß ich nicht,
 indes ich meine Zeit damit zubrachte, etwas gethan
 habe, wofür man mir lieber etliche Gulden bezahlt
 und mich vielleicht mit großem Beyfall gerühmt hätte.
 Sollt ich aber auf irgend eine Art zur Fortsetzung un-
 terstützt werden; so ersuch ich den Biedermann, der
 sich für mich und meinen Sutzen interessiren will, sich
 schriftlich deshalb an mich zu wenden. Sein Vorschlag
 würde

Könnte leicht in einem Journal stehen, das ich nicht zu sehen bekäme. Sollte sich bis zu Ende des jetzigen Jahres niemand finden, so will ich es sodann in den Zeitungen anzeigen.

Wagenfell

Gelehrter u. Kaufmann.

Was ist hiernach zu sagen? Wird eine zweite Aufmunterung bewirken, was die erste nicht bewirkt hat? Vielleicht; und der für Hutten gute gesinnte Herausgeber würde sich sodann gewiß bestreben, auch durch die dem Werk nöthigen Prälauterungen ihm allen den Eingang und Nutzen zu verschaffen, ohne welche dergleichen Schriften doch nur alte Reliquien bleiben. Vielleicht bekommen wir wenigstens die schönsten Arbeiten Huttens, seine Gespräche; und so hätten wir mit diesen und den Briefen schon viel. Bis endlich, vielleicht unversehens, ein Hutten selbst sich seines tapfern hiedern Vorfahren annimmt, und die Kleinigkeit daran wendet, die Werke desselben dem Staube der Vergessenheit zu entreißen.

ysvsaow!

